

DER MARIENBOTE

November 1959

Der deutsche Katholik in Canada

sollte einmal überlegen, wie es denn eigentlich um unser Katholikentum steht. Drüben war man an vieles gewohnt. Man hatte Tagungen, Aufmärsche, Pilgerfahrten mit Banner und Trompeten, Lichterprozessionen, gewaltige Chöre und mitzeiten noch viel mächtigere Sprechchöre, die heiligste Treueide schwuren zu den höchsten Himmeln hinauf. Und hier in Canada ist alles so still. Nur da und dort hört man im Sonntagsgottesdienst den deutschen Katholiken seinen Herrn und Schöpfer loben. Doch die lobende Gemeinde ist gewöhnlich klein.

Wie steht es um unsere Treue? Wir wissen ja: Für uns Christen kann es nur ein Treusein geben: Das Treubleiben dem Willen Gottes. Das Treubleiben dem Gottessohne Jesus Christus, der "in Sein Eigentum" kam (Joh. 1:11), und dessen Eigentum alles ist. Jede Minute unserer Tage und Nächte, jeder unserer Willensakte, der Entscheidungen trifft, jedes noch so kleines Lichtlein unserer Intelligenz, das Gedanken weckt, jeder Trieb unseres Gemütes, der Liebe in uns zeugt.

Sind unsere Tage und Nächte Christi Eigentum? Geht unser Wollen, Denken und Lieben Ihm zu?

Wir deutschen Katholiken hier in Canda sind nicht einmal katholisch-stark genug, uns ein eigenes Blatt zu erhalten. Geschweige denn es zu entwickeln und nach dem Muster unserer katholischen Blätter der alten Heimat auszubauen.

Die Schriftleitung des "Marienboten", des einzigen katholischen Blattes deutscher Sprache hier in Canada, redet sich immer wieder ein, daß sie keinen verlorenen Kampf kämpfe. Obwohl es manchmal so ausschaut, als arbeite man ins Dunkle und Hoffnungslose hinein, ist da immer wieder das Glauben und Hoffen und Lieben, das uns drängt, gegen alle irdische Vernunft und aller rein irdischen Geschäftsklugheit zum Trotz weiter zu schaffen. "Ihr habt noch nicht bis zum Blut widerstanden", heißt es in der Hl. Schrift. Wie jedes Schriftwort, so nehmen wir auch dieses Wort des Herrn ernst. Wir wirken für den deutschen Katholiken Canadas, und damit tun wir vor Gott unsere Pflicht. Und wir werden sie tun bis zum Letzten.

Deutscher Katholik: Wirf Deinen Glauben nicht über Bord! In der Fremde sind wir, und da wird eigenartig fremd gehandelt! Gottfremd und auch weltfremd! Denn weltaufgeschlossen ist nicht jener, der nur danach trachtet, es sich an Leib und Sinnen gut gehen zu lassen. Zur Weltaufgeschlossenheit gehören auch jene Werte, die wir Treue nennen und Ganzheit. Und diese Werte setzen im Christen das Taufleben des Glaubens, des Hoffens und der Liebe voraus, denen dann wieder entwachsen christliche Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Zucht.

Werbe und unterstütze Dein katholisches canadisches Blatt!

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang **November 1959, Battleford, Sask.** **No. 2**

Dies und Das

Christentum im Leben "Totenmonat" nennt der Volksmund den November. Das kommt vom Allerseelentag her, vom 2. November. Unmittelbar vor dem 2. November steht jedoch das Hochfest "Allerheiligen", der 1. November mit seinem Gloriensang dem Herrn, der Leben gibt Seinen Heiligen. Drum stimmt es nicht, daß der christliche November nur auf den Allerseelentag hinweise und auf das Sterben. Man spricht von den "vier letzten Dingen" des Menschenlebens, von Tod, Gericht, Himmel und Hölle. Man sagt, der ganze November solle den Christen anleiten, über diese vier letzten Dinge nachzudenken.

Vor allen und hinter allen letzten Dingn des Menschenlebens lebt jedoch Gott, der Dreieinige. Er ist das ewig Erste und das Allerletzte ohne Ende, und Sein Wesen ist Leben ohne Vergehen. Wir aber, von Ihm erschaffen, sind fürs Leben erschaffen und zum ewigen Dasein bestimmt. Zum ewigen Dort-Sein, wo Gott ist.

Grundlehre des Christentums ist, daß die zweite Person der ewigen Gottheit Fleisch geworden, und in die Geschichte dieser Welt eingetreten ist, um die Schöpfung unserer Welt zu erlösen. Nicht nur der Mensch, auch die Kreatur der stummen Schöpfung soll nach Gottes Wort im Römerbrief "von der Knechtschaft des Vergänglichen zur Freiheit der Kinder Gottes erlöst werden" (8:21). Nach der Offenbarung wurde alle stumme Kreatur dem Menschen zum Dienst und zur Entfaltung erschaffen. Alles soll ihm untertan sein, Tier, Pflanze, Rohstoff, die mächtigen Energien der Natur, und auch die Energien des Menschengeistes, der sich die Kultur seiner Wissenschaft und Wirtschaft, seines Gesellschafts- Staats- und Völkerlebens schaffen soll, damit es dem Menschen wohl gehe.

Seit dem Sündenfall ist der Mensch jedoch ein Unfertiger geblieben. Er lebt und krankt und stirbt. Er denkt und plant richtig, und er denkt und plant fehl. Er handelt gut, und er schwankt und fällt ins Unedle und Unsittliche. Er sucht nach Wahrheit, und er lügt. Er spricht von der Liebe und er haßt bis zum Letzten. Wohl ist es ihm nach jahrhundertelangem Arbeiten gelungen, tief in die Geheimnisse der Natur einzudringen, die Kräfte jedoch, die er dort entdeckt und sich dienstbar macht, kann er nicht meistern. Um sie zu meistern, ist nämlich noch viel mehr notwendig als nur jene hochentwickelte Naturwissenschaft, deren unser 20. Jahrhundert sich so laut rühmt. Mutter aller wirklich menschenfreundlichen und menschenhelfenden Naturwissenschaft ist die Weisheit. Und der Anfang aller Weisheit ist ganz einfach die Furcht des Herrn.

Ohne diese Weisheit ist vieles gegen uns, auch die Wissenschaft. Es kommt uns die Angst, wenn wir an all' die Energien denken, die unsere Wissenschaftler zusammenballen konnten und mit denen sich die Völker gegenseitig bedrohen. Die Natur ist frei. Langsam nur läßt sie so einiges

ihrer Kräfte vom Menschen bezwingen. Des Menschen Naturwissenschaft ist jedoch nicht frei: Sie ist zur Sklavin politischer und wirtschaftlicher Interessen geworden. Keiner von uns kann sie lösen, kann sie erlösen von der Knechtschaft verwirrten menschlichen Denkens und Planens. Sie ist gezwungen, dem Menschen zur furchtbaren Drohung zu werden, und die einzige Hoffnung, die sie uns geben kann, heißt: Erst muß vernichtet werden, ohne Gnade. Dann erst wird es den Menschen, die die Zerstörung überleben, besser gehen.

Gott hat nie im Sinn gehabt, dem Menschen eine ganz freie Naturwissenschaft zu geben. Ganz frei ist nur Gott, und frei soll auch das Ebenbild Gottes, der Mensch, hier auf Erden leben. Nur unter Gott soll er stehen, alles andere der Schöpfung jedoch soll ihm untertan sein. Auch die Wissenschaft.

Die Wissenschaft ist von dieser Welt. Die christliche Religion kam uns aus dem Jenseits und führt dem Jenseits zu. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Christenreligion nichts mit dem Diesseits, wie z.B. mit der Wissenschaft, Wirtschaft, Staatsleben usw. zu schaffen habe. Die Religion ist für den Menschen da, und der Mensch wird geboren und lebt im Diesseits. Darum gehört die Religion auch in diese Welt hinein und in alle ihre Werke.

Gott selbst hat das religiöse Leben des Christentums dem Erdenleben genauestens angepaßt. Zum Christen wird man durch die Taufe. Und zwar zu allererst zum Erdenchristen, der seine irdische Geschichte bis zu seinem Leibestod durchleben muß. Dann erst kommt das ewige Dasein als Himmels-Christ.

Seit der Taufe sind wir verchristlichte Menschen. Glaube, Hoffen und Lieben, Tugenden, die unseren Geist aufs Jenseits richten, auf Gott, sind und wirken durch das Taufsakrament in uns. Es hat uns die Taufe aber auch noch jene eingegossenen Tugenden geschenkt, ohne die es hier auf Erden einfach kein geordnetes Leben geben kann. Und diese Tugenden heißen: Klugheit, Gerechtigkeit, Mut und Zucht.

Ohne diese Tugenden geht es nicht. Wir haben hier auf Erden große und wichtige Dinge zum Wohl der ganzen Menschheit zu hantieren. Da sind Brot, Geld, Rohstoffe, die Errungenschaften unserer modernen Naturwissenschaft, Staatseinrichtungen, nationale und internationale Wirtschaft, Rechte und Gesetze, Erziehungspläne usw. usw. Nie werden wir die Verwaltung dieser rein irdischen Dinge meistern, es sei denn, der Mensch werde klug, gerecht, tapfer in Opfer und Selbstlosigkeit und zuchtvoll.

Es ist schon wahr, auch die Welt spricht von diesen vier Haupttugenden menschlicher Sittlichkeit. Wem ist es jedoch je gelungen, den Russen oder den Deutschen zu überzeugen, daß ungerecht sei, was hier oder dort "gerecht" genannt wird, und daß unklug sei, was hier oder dort als "klug" gilt?

Nicht wir Menschen, Gott ist das Maß aller Dinge. Nur Er mißt in aller Wahrheit den Wert von Klugheit, Gerechtigkeit, Stärke und Zucht. Seine Sittenlehre, wie Jesus Christus sie uns kundgetan, lautet: Gläubig, hoffend und liebend beuge der Mensch sich und seine ganze Welt dem Wollen des Herrn. Dem Glauben, dem religiösen Hoffen und Lieben des Menschen aber entwachse christliche, gotterleuchtete und christusdurchwehte Klugheit, Gerechtigkeit, Opferstärke und Zucht.

Moderne Führer des christlichen Gedankenlebens sprechen heute von einer zweifachen Bekehrung, die dem Christen dieser Welt vonnöten sei. Da ist erstens die Bekehrung von dieser Welt weg zu Gott hin. Das heißt die Bekehrung vom sündhaft Weltlichen, vom rein Materialistischen zum Überirdischen. Und da ist zweitens die Bekehrung von Gott her zur Welt.

Es ist nämlich der Christ in diese Welt hineingestellt, und er hat als Mensch mit dem Stofflichen und Irdischen umzugehen. Er lebt in einer Welt des Fleisches und des Blutes, in einer Welt des Geldes, der politischen Meinungen und Strömungen, der staatlichen und internationalen Gewalten, und er hat da mitzumachen. Er soll und er muß Politiker sein und Staatsbürger, Wirtschaftler, Geschäftsmann und Staatsmann, Ehegatte, Vater, Mutter, Nachbar und Teilnehmer an den Ereignissen, an den Erfolgen und Mißerfolgen dieser Erde. Nichts, weder Geld noch Geschäft, weder Politik noch Atomwissenschaft und Raumfahrt, ist aus sich selbst "rein materialistisch", und somit sündhaft weltlich und schlecht. Nicht die Dinge sind gut oder schlecht. Der Geist, der sie lenkt, leitet und benutzt, stellt sie in den Dienst des Guten oder des Bösen.

Der Christ lebt in dieser Welt, und zwar lebt er dort als christlicher Mensch. Durch seine Geburt ist er Bürger dieser Welt. Durch die Taufe ist er ewig gezeichneter Bürger der Welt des Jenseits. Bürger beider Welten ist er, und beiden Welten ist er von Gott verpflichtet.

In seinem Buche "Christlicher Humanismus"

schreibt Jacques Maritan vom zweifachen Bürgertum des christlichen Menschen. In beiden Welten, deren Bürger wir sind, herrscht Gottes Wollen. Als Katholik, schreibt Maritain, hat der Mensch seinem Gott und der Welt zu leben. Durch liturgisches und sakramentales Leben, durch Tugendakte und Gebet zielt der christliche Mensch auf Gott hin. Er sucht durch religiöse Akte, durh das rein Übernatürliche des katholischen Lebens, reich an Begnadigung und Gottes Wohlgefallen zu werden.

In dieser Welt beschäftigt sich der christliche Mensch mit irdischen Dingen, die dem Geschäft, der Kunst, der wirtschaftlichen und politischen Ordnung usw. dienen und nichts mit dem Religiösen gemeinsam zu haben scheinen. Und doch muß der Getaufte diese Dinge vom Religiösen aus behandeln. Und das tut er, falls er Religion hat, instinktiv. Alles was er beurteilt, sagt und tut, geschieht aus jener Klugheit, Gerechtigkeit, Opferstärke und Zucht heraus, die der Religion, der Taufe entstammen, und die somit dem Gottesgebot vollständig angepaßt sind.

Das sind Dinge, die wir uns einmal gut durch den Kopf gehen lassen sollten. Die "Bekehrung zu Gott" und die "Bekehrung zur Welt" lehren, wo sie richtig verstanden sind, wie ernst der Christ seinen Gott zu nehmen hat und wie ernst auch die Welt mit allem rein Weltlichen zu nehmen ist. Die Religion ist Gottes Wille, und Gottes Wille herrscht nicht nur in Kirchenräumen und in der Seele. Es ist falsch, zwischen Religion und dem Leben in der Welt eine Mauer aufzustellen, die weder von der Gnade in die Politik der Welt hinein, noch von Politik, Wirtschaft, Staatsverfassungen usw. ins Reich der Sakramente und Gewissen übersprungen werden dürfe.

"Wer würde es wagen, sich Christ zu nennen, wenn das Bild Christi nicht in den Stoff des ihm zugewiesenen Lebens übersetzt werden könnte", frägt Romano Guardini.

Viele wagen es und tun es. Sie trennen das Religiöse vom Irdischen, und wirken so mit, die Welt nach dem Bilde Satans zu gestalten. Nach dem Bilde Christi zu gestalten kann nur jener, der alles hat: Christi Begnadigung in der Seele, Christi Urteil in seiner Intelligenz, Christi Wollen in seinem Trachten und Planen, Christi Tun und Werken in seinen Gedanken und Händen.

"Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen", beten wir am ersten November, am Allerheiligentag. Wir glauben an eine Gemeinschaft mit dem allheiligen, dreieinigen Gott, eine Gemeinschaft mit Ihm im Kirchenraum und in der Welt. Und wir glauben an eine Gemeinschaft mit allen jenen, die einstens in dieser Welt gelebt, die heute als Vertreter aller Schichten, Berufe, Handwerke und geistiger Arbeitskraft der Menschen Gottes Himmel bewohnen, weil sie die Bürgerschaft beider Welten bis zur letzten Treue gelebt: Das Überirdische und das Irdische, das Gnadenhafte und das rein Weltliche, so wie Gott es aufgetragen, und so wie Gott es ihnen durch Seine Gebote vorgezeichnet hat.

Sie blieben treu dem göttlichen Willen. Drum sind sie heute im ewigen Leben bei Gott. Wir aber sind noch immer auf dem Wege dorthin. Auf diesem Wege haben wir jedoch zu gestalten Christi Bild in der Seele, und Christi Bild in der Welt, deren Geschichte wir machen.

– Der Schriftleiter

Der Weg zur Mutter des Herrn

Die von Christus, dem einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, zu letzter Vollendung erhöhte Mutter Maria ist nicht in ein Reich kalter Teilnahmslosigkeit entrückt. Sie nimmt vielmehr am Schicksal der gäubigen Menschen in dieser Welt lebhaften Anteil, weil sie durchdrungen ist von der Heilsgesinnung Christi, ihres Sohnes, dessen Leben darin aufging, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, der diese Gesinnung mithineingnommen hat in seine Verklärung. So ist um Christi willen auch die Mutter Maria aufs innigste mit dem Heil eines jeden und unser aller verbunden. Sie hat sich in freiem Gehorsam als Werkzeug zur Durchführung der Pläne Gottes zur Verfügung gestellt. Sie will dabei nichts sein als Dienerin, als Magd des Herrn. Darin ist über ihre leibliche Mutterschaft hinausgehend auch ihre geistliche Mutterschaft über uns alle begründet.

Professor Michael Schmaus

Und was kommt fuer uns Menschen dann?

Von Dr. Alois Winklhofer

Vielleicht haben wir Menschen von heute ein feineres Organ für die letzten Dinge, auf die der Zeigerstand des Kirchenjahres gerade heute weißt, als frühere Geschlechter; uns ist das Leben, obwohl wir es kaum weniger lieben, fraglicher geworden. Angesichts der Massenvernichtungen, durch die in den letzten Jahren Millionen von Menschenleben ausgelöscht wurden, ist es in den Verdacht der Billigkeit gekommen und wir fragen nach seinem eigentlichen Gewicht und Sinn; eine Frage, die wir Christen mit der Waage des Glaubens in der Hand zu beantworten suchen. Wenn nämlich die letzten Dinge, die zum Bestand der katholischen Glaubensverkündigung gehören: Tod, Gericht, Himmel, Fegfeuer, Hölle, dazu die Wiederkunft Christi, die Auferstehung des Fleisches, Weltgericht und Weltvollendung — wenn diese letzten Dinge die ungeheure Wirklichkeit besitzen, die ihnen der gläubige Christ zumißt, dann ist es wohl klar: Das Leben und das Leben der ganzen Menschheit hat seinen großen und über diese Weltzeit hinausreichenden Sinn. Kein Leben ist wie die Blüte am Baum nur Ausdruck des Willen der Natur, durch verschwenderische Fülle die "species" Mensch in der Welt zu erhalten. Jeder einzelne hat seinen Sinn im Ganzen der Geschichte. Es ist damit auch eine Sinndeutung des menschlichen Daseins auf dieser ruhelosen Erde, inmitten einer von Kommen und Gehen, Werden und Vergehen beherrschten Schöpfung, die letzten Dinge zu bedenken, von denen die Heilige Schrift und nicht weniger die christliche Verkündigung Zeugnis ablegt. Hinter ihnen stehen Fragen, die jeden Menschen in dieser oder jener Weise beschäftigen, wie die nach einem Fortleben nach dem Tode und nach der Unsterblichkeit der Seele.

Der Sinn des Todes

Es klingt selbstverständlich: "Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben." Der Tod läßt sich wie gewisse Krankheiten nicht abschaffen. Ihm gegenüber ist alle menschliche Erfindungsgabe und Kunst einfach machtlos. Unaufhaltsam eilt ihm das Leben als seinem Ziele zu. Fast allgemeine menschliche und christliche Überzeugung ist es auch, daß mit dem Tod immer etwas Entgültiges und Unwiderrufliches geschieht. Fortan kann da einer seinem Leben nichts mehr dazutun noch etwas wegnehmen, Es erhält mit ihm seine letzte Gestalt und sein unkorrigierbares Gewicht. Der Tod ist die letzte Tat und "prägt alle früheren Taten" (Carossa). Vom Tod kommt man nie mehr wie von einer Reise zurück, um das Leben da wieder aufzunehmen, wo man es unterbrochen hat. Nun hat es seinen Wertgehalt und behält ihn unabänderlich; es ist wie das Werk eines Dichters mit dessen Tod abgeschlossen und weitere Werke werden nicht mehr dazugeschrieben. So ist der Tod in sich schon ein letztes Wort zum Leben eines Menschen und also von sich aus ein Gericht. Der Tod, der biologisch gesehen das Aufhören des Lebens, philosophisch ausgedrückt die Trennung von Leib und Seele bedeutet, ist in christlicher Sicht der Schritt über die Schwelle, über die Schwelle der Zeit in ein anderes Leben hinüber, das unvergänglich ist und drüben ganz persönlich und individuell weitergelebt wird. So ist der Tod eigentlich ein morgendliches Ereignis, das einen neuen Tag verkündet, sollte es wenigstens sein; denn nach christlicher Lehre kann er auch den Sturz in die ewige Nacht bringen.

Wir können eine Reihe zum Teil eindrucksvoller Vernunftgründe für ein persönliches Fortleben des Menschen über seinen Tod hinaus anführen. So das Argument, daß die Menschheit von ihren Ursprüngen an den Gedanken der Unsterblichkeit festgehalten hat und daß es furchtbar wäre, wenn sie in diesem Glauben getäuscht würde. Oder den Grund, daß das irdische Leben, soviel der Jahre es erreicht, immer den Charakter der Unfertigkeit und eines Torso an sich trägt und also nach einer Vollendung verlangt, die nicht die Erde, sondern nur ein jenseitiges Dasein zu geben vermag. Wir können auch darauf verweisen, daß so viele Milliarden von Menschen in ein lebenslanges geistig und seelisch bitter erfahrenes Elend hineingeboren werden, etwas völlig Sinnloses, wenn sich dafür nicht nach dem Abbruch des irdischen Zeltes ein gerechter Ausgleich findet. Aber all diesen Gründen gegenüber läßt uns die Sorge nicht ganz los, sie könnten schließlich doch nur das Ergebnis falscher Ansprüche an das Leben, feine Gespinste aus Wunsch und Einbildung sein. Naturgemäß schließt der Tod zuviel Dunkel, ja Tragik, zuviel des Unvorstellbaren in sich als daß wir unseren Gründen, die ihm den Charakter einer Katastrophe nehmen wollen, allzu leicht Glauben schenken könnten.

Angst und Furcht — das haftet diesem Schritt über die Schwelle wohl immer an und er läßt sich nicht bagatellisieren, etwa zu dem bloß mehr Langweiligen, zu dem ihn Hemingway in seiner Erzählung "Der Schnee vom Kilimandscharo" macht. "Hätte", wie der Wiener Anatom Hyrtl sagte, "der Embryo Selbstbewußtsein, so würde er die Stunde seiner Geburt für sein sicheres Ende halten müssen; denn dabei platzt die schützende Eihaut, und es läuft das Fruchtwasser, in dem er bisher lebte ab. Die Nabelschnur, die ihn ernährte, wird getrennt." So sieht auch der Sterbende eine unübersehbare und tiefgreifende Veränderung aller seiner Lebensbedingungen vor sich; nichts von dem Kommenden ist selbstverständlich; nichts davon ist vorstellbar; was mit ihm geschieht, erscheint ihm einfach als Ende.

Christus gibt Gewißheit

Auch der Gläubige weiß um diese Angst des Geschöpfes. Er verachtet die Gründe der Vernunft nicht, die sich für ein persönliches Fortleben über den Tod hinaus anbieten; aber seine Zuversicht und Sicherheit empfängt er vor allem aus dem Wort des Herrn und der Apostel. Er glaubt, und weiß, wem er glaubt. Paulus sagt: "Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Wo ist dein Sieg, o Tod? Wo ist dein Stachel, o Tod?" Seit Christus am Kreuz und in seiner Auferstehung den Tod überwunden und sich stärker als dieser erwiesen hat, hat der Tod nach dem Glauben der Christen seine alte Bedeutung, ein Ende zu setzen, nicht mehr, sondern die neue, ein Anfang zu sein und zwar Anfang zu einem höheren, größeren Leben. "Wenn wir irdisch erblinden, reift eine größere Natur." So drückt es Carossa aus. Es ist nicht in der Sprache der Heiligen Schrift gesagt, aber es ist das, was sie sagt, und was der Christ glaubt.

Die Totenpräfation, das liturgische Gebet der Kirche, faßt alles zusammen, was dem Christen der Tod ist; "In Ihm (Christus) leuchtet die Hoffnung seliger Auferstehung. Wohl drückt das unabänderliche Todeslos uns nieder; allein die Verheißung künftiger Unsterblichkeit richtet uns empor. Deinen Gläubigen, o Herr, kann ja das Leben nicht geraubt werden; es wird nur neugestaltet. Wenn diese Herberge ihres Erdenwallens in Staub zerfällt, steht ihnen eine ewige Heimat im Himmel bereit." So ist nach christlicher Auffassung der Tod von einem hohen Licht der Hoffnung umblüht; da hat er nicht mehr den Charakter einer Katastrophe und eines Raubes, der am Menschen geschieht, er ist wirklich ein Tor zum Leben und Beginn einer großen seligen Vollendung; da empfängt der Gläubige eine größere Natur, die von der Herrlichkeit Gottes selber durchleuchtet ist; er bekommt Anteil an der Unsterblichkeit Christi und seiner Verklärung.

Das besondere Gericht

Aber so sehr für den Christen die lichte Seite des Todes gilt, das Sterben bleibt auch für ihn von Furcht und Sorge umgeben. Er weiß, im Tode fällt eine große und für immer geltende Entscheidung über ihn. Ein uralter Gedanke der Menschheit, daß gleich nach dem Tode ein jeder in der Unterwelt vor seinen Richter gestellt wird, — in der christlichen Lehre vom besonderen oder persönlichen Gericht lebt er weiter. Er liegt sogar nahe, das Leben eines Menschen, mit sovielen guten und bösen und also sittlich zu verantwortenden Handlungen und Unterlassungen ausgefüllt, braucht ja wohl eine Art Schlußstrich, eine abschließende Formel, wenn es in das Stadium der Unabänderlichkeit und endgültigen Abgeschlossenheit eintritt, das der Tod bringt. Es muß ein Schlußwort dazu gesprochen, das Fazit daraus gezogen werden. Eben das geschieht nach der katholischen Glaubenslehre beim besonderen und persönlichen Gericht, das seinen Namen zum Unterschied vom allgemeinen Gericht hat, das am Jüngsten Tag über die ganze Schöpfung, die Menschen und Engel insgesamt ergehen wird. Ein Gericht wägt die Taten, verurteilt und spricht frei. Auch der Christ muß damit rechnen, daß er vor dem richtenden Gott nicht besteht und sein Leben zu leicht befunden wird.

Der Richter ist Gott selber, vor dessen Auge sich nichts verbergen läßt. Aber auch der zu richtende Mensch selber wirkt bei diesem Gericht wohl mit. Er leitet es ein. Luise Rinser erzählt in dem schönen Gespräch "Ein Büschel weißer Narzissen", wie eine einfache Frau beim Sterben in der Zwiesprache mit ihrem Engel ihr eigenes Leben bis in die Jugend zurück ableuchtet und mit sich selber ins Gericht geht. "Dein Wort fiel durch Sein Sieb" sagt der Engel zum Schluß zu ihr. "Das

Zum inneren Leben

Freude und Traurigkeit

Es ist ein Ding, die eigene Nichtigkeit zu entdecken und in ihr zu verharren — das schafft die Traurigkeit. Es ist ein ander Ding, zu entdecken, daß man tatsächlich ein Nichts ist, aber dann die göttlichen Kräfte in Anspruch nimmt — das führt zur echten Freude. Jede Mittelmäßigkeit ist eine Sünde wider uns selbst, eine Art Sakrileg. Die innere Leere eines Herzens ist nur das unwillkürliche Offenbarwerden großer und unentwickelter Möglichkeiten angesichts der Trivialität und Mittelmäßigkeit des Lebens. Rings um uns fliegen Vögel und klingen Lieder, sie wollen in unser Inneres einkehren. Sie müssen allerdings auf dem First unseres Hauses warten, bis wir mit unserem Lebensziel voll versöhnt sind, aber sie warten nur einen Augenblick lang, dann fliegen sie fort.

Der Übergang von der Traurigkeit zur Freude verlangt eine Neugeburt, eine Weile Arbeit und Mühe. Denn man erhebt sich nicht auf eine höhere Stufe des Lebens, ohne daß die niedrigere abstirbt. Unser Gewissen muß vor einem solchen Aufstieg eine Weile hart und streng arbeiten. Perlen kommen aus dem Grund des Meeres, das Gold aus den Tiefen der Erde, große Freude aber gründet auf einer echten Reue, ja auf einem gebrochenen Herzen.

Freude ist Liebesglück, Liebe auch zu dem eigenen inneren Glück. Vergnügen kommt von außen, die Freude nur von innen. Doch sie ist für einen jeden Menschen in der Welt erreichbar. Wenn Traurigkeit in uns ist, dann kommt sie aus einem Mangel an Liebe. Um geliebt zu werden, müssen wir der Liebe wert sein.Um der Liebe wert zu sein, müssen wir gut sein. Um gut zu sein, müssen wir die Güte an sich erkennen. Die Güte selbst zu erkennen heißt Gott, den Nächsten, jeden Menschen in der Welt lieben.

Fulton J. Sheen in: "Was dir zum Frieden dient" (Matthias-Verlag, Mainz).

Urteil ist gesprochen. Erhebe Deine Augen. Sei ohne Angst."

Der Vorgang des Gerichtes

Ein solches Selbstgericht im Augenblick des Todes anzunehmen ist durchaus begründbar. Jeder Mensch mag im Augenblick der Loslösung seiner Seele vom Leib, dieser "Herberge des Erdenwallens", völlig wach, ja so intensiv wach sein, wie sonst nie im Leben. Viele Erfahrungen zeugen dafür. Dieser Augenblick scheint mit einer umfassend-jähen Lebensrückschau verbunden zu sein; wie in einem Film rollt in unendlich rascher Abfolge das ganze Leben ab und zeigt sich dem Sterbenden in seiner wahren Gestalt, er steht sich selber wie in einem Spiegel gegenüber und kann nicht von sich wegschauen; er muß sich sehen, wie er ist. Bei diesem blitzartigen Zurückleuchten auf das ganze Leben sieht der Sterbende, mit unerbittlicher Klarheit, ob er es mit Gutem oder Bösem angefüllt hat.

Auch christliche Theologie wie Duns Scotus im Mittelalter und Heinrich Klee im vorigen Jahrhundert haben mit einer solchen Möglichkeit gerechnet. Sie ist kein Dogma, auch nicht Gegenstand allgemeiner katholischer Glaubenslehre; aber es ist gewiß, daß nach christlicher Auffassung Gott dem Menschen in der Stunde des Gerichts mit seinem Urteilsspruch nicht Gewalt antut; er richtet ihn nicht gegen seine eigene Einsicht und Erkenntnis. Dem Menschen wird der Spruch Gottes über ihn nicht unbegreiflich sein. Es ist katholische Glaubenslehre, daß Gott sofort nach dem Tode das Schlußwort zum irdischen Leben des eben Verstorbenen spricht; ohne Aufschub läßt er den Spruch, den der Mensch selber im Sterben über sich gefällt hat, "durch sein Sieb fallen." Darauf kommt es ja an, wie er richtet und urteilt. Im Lichte Gottes muß der Mensch bestehen, nicht in seinem eigenen. Ebenso wird in unmittelbarem Anschluß an das Gericht sofort auch das Urteil vollzogen und der Mensch, der in voller Wachheit über die Schwelle geht, versinkt nach seinem Tode nicht in einen "Seelenschlaf", in einen bewußtlosen Schlummer bis zum Jüngsten Tag, wie einige christliche Theologen annahmen, sondern empfängt sofort auch Lohn oder Strafe. Ohne irgend ein Zwischenstadium geht er an den Ort seines Glückes oder seiner Unseligkeit, in den Himmel bzw. den Vorhimmel, wie wir das Fegfeuer mit gutem Grund auch nennen können, oder in die Hölle. Sofort nach dem Tod also geschieht mit dem Menschen etwas Endgültiges: Wer in der Grundrichtung seines Lebens auf Gott gezielt und sich darin bis zuletzt bewährt hat, wird unwiderruflich zur ewigen Gemeinschaft mit Gott berufen; wer fern von Gott und uninteressiert an ihm gelebt hat, in die unwiderrufliche ewige Ferne von ihm verwiesen.

Zusammenfassend sagen wir: Die Schwelle zur Ewigkeit, die der Tod ist, ist auch die Waage auf der Gott den Menschen prüft, ob er auf Erden des ewigen Lebens mit ihm wert geworden ist oder nicht. In Tod und Gericht erhält der Mensch seine letzte Gestalt; je nach dem Sinn, in dem er gelebt hat, wird er eindeutig: gut oder böse. Nun ist er ganz so, wie er im Grund seines Wesens sein wollte. Die katholische Dogmatik drückt es in ihrer nüchternen Sprache so aus: Der Tod beendigt für immer die Möglichkeit weiteren Verdienstes und Mißverdienstes. Die abgeschiedenen Seelen gehen sofort nach dem besonderen Gericht in den Himmel bzw. das Fegfeuer oder in die Hölle. Das letzte Wort zu dem, was vergangen, ist schon das erste zu dem, was sein wird: Seligkeit oder Unseligkeit. –

Kommuniongemeinschaft

Kommunion heißt auf deutsch Gemeinschaft. Gemeinschaft mit Christus, und durch seinen Leib Gemeinschaft mit den Gliedern seines Leibes. "Weil es ein Brot ist, so bilden wir viele enen Leib. Wir nehmen ja alle an dem einen Brote teil." So schildert der heilige Paulus (1 Kor. 10, 17) die Wirkung der heiligen Kommunion. Aber was haben wir aus der Kommunion gemacht? Wir sprechen von "Gemeinschaftskommunion", also von Gemeinschaftsgemeinschaft, und zeigen durch dieses Wort schon an, wie fragwürdig es um diese im Wort verdoppelte und dennoch in der Tat nicht erfüllte Gemeinschaft bestellt ist. Gerade bei der "Kommunion" (= Vereinigung) tritt die größte Spaltung in der Christengemeinde auf. Zunächst zwischen den Kommunikanten, die zum Tisch des Herrn nach vorne gehen, und denen, die in der Bank sitzen bleiben und "sich selbst exkommunizieren", das heißt aus der Kommunion heraushalten. Zwischen den beiden Gruppen klafft nicht nur ein räumlicher Abstand. Die Exkommunikation wird sonst als arge Kirchenstrafe aufgefaßt, die der gute Christ auf jeden Fall vermeiden will. Wenn er sich aber im Gottesdienst wie ein Exkommnizierter benimmt, sieht man das in vielen Gegenden und bei vielen Gottesdiensten als das Normale an, während die Kommunion als das Außergewöhnliche, ja als das Übertriebene gilt. Die Exkommunikation wird auf Grund schwerer Delikte von der kirchlichen Obrigkeit verhängt, hier aber verhängt sie die Mehrzahl der Christen gleichsam über sich selbst, und zwar grundlos! — Die zweite, aber noch viel ärgere Spaltung tut sich zwischen den Kommunikanten auf, die ihre Augen und Herzen verschließen vor ihren Brüdern und Schwestern und sich hinter die Wand ihrer vorgehaltenen Hände oder gar in eine Seitenkapelle zurückziehen, um ungestört von der Gemeinschaft (= Kommunion) mit Jesus allein zu sein. Aber der Bruder, der Jesus empfangen hat, denselben Jesus, den ich im Herzen trage, ist kein Störenfried. Der gleiche Christus führt uns ungeahnt nahe zusammen, bindet uns aneinander. Der Bruder ist kein Fremder, sondern in Christus Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Man darf diese Tatsachen bei der Kommunionfrömmigkeit und gerade bei ihr nicht ignorieren. Joseph Ernst Meier in: "Lebendige Meßfeier"

Hunger



UKRAINISCHE Volkserzählung

von Borys Hrincenko

Das dritte Jahr war es, daß sie geheiratet hatten, und noch immer war es ihnen nicht gelungen, sich zu einer eigenen Wirtschaft emporzuarbeiten. Ihr ganzes Vieh bestand in einer jungen Kuh, und vor kurzem war auch diese krepiert. Bei diesen ewigen Mißernten hatte man selber kaum zu essen, geschweige denn für das Vieh. Horpyna beweinte das Tier, als wenn ihr das etwas nützen würde.

Zum Frühjahr hatten sie überhaupt kein Brot mehr. Beinahe drei Wochen lang lebten sie von Geborgtem. Und wie nun leben, da keiner mehr borgen wollte? Ein jeder sagte: "Wie soll ich nur borgen? Meine eigenen Kinder hungern."

Petro wußte einfach nicht mehr, was er anfangen sollte. Wer ein Pferd hatte, wurde wenigstens gedungen, das herrschaftliche Holz aus dem Walde zu fahren; er aber kann auch das nicht.

Horpyna war in aller Frühe aufgestanden. Die Tür ging auf. Petro brachte Holz und legte es nieder. "Poltere doch nicht so, du weckst ja das Kind auf!" sagte Horpyna. Die junge Frau heizte im Ofen ein und stellte die Töpfe auf. Dann ging sie zum Mehlfaß und sah hinein: "Petro, ach Petro! Es reicht nur noch für einmal, und das auch nur für zwei Laibchen."

Petro schwieg. Dann sagte er leise: "Was anfangen? Ich weiß schon selbst nicht . . ." "Vielleicht noch einmal bitten gehen?" "Zu wem denn hingehen, wenn ich schon bei allen so viel geborgt habe, daß keiner mehr was hergeben will?"

Als das Kind in der Wiege sich rührte, nahm die Mutter es in die Arme: "Wenn wenigstens das Kind nicht wäre, schau her, wie es sich abquält. Ich habe ja keinen Tropfen Milch." Auch Petro schnitt das Weinen des Kindes wie mit einem Messer ins Herz, als ob er ihm mit seinem Mitleid helfen könnte.

"Weißt du was, Petro? Geh hin und bitte den Vorsteher. Vielleicht gibt er was aus dem Magazin?" Petro hörte das Kind weinen. Nach einer Weile erhob er sich: "Ich gehe. Man kann doch nicht vor Hunger krepieren!"

Er nahm die Mütze, stand noch eine Weile da, dachte nach und ging dann schweigend hinaus. Er wußte daß der Vorsteher nichts geben durfte, und ging doch hin, damit er wenigstens das Kind nicht weinen hören mußte. "Und vielleicht gibt er doch?" dachte er. "Wer kann das wissen? . . . Schön bitten muß man. Schade, daß ich nicht auf ein Viertel Schnaps für die Räte habe."

Petro betrat die Gemeindestube und bekreuzte sich: "Gesundheit von Herzen!" Er will weiter sprechen und bringt es nicht zuwege, er denkt: "Und wenn er sagt — nein, ich gebe nicht?" Er sieht, wie zu Hause sein Weib und Kind hungernd da sitzen, und da geht ihm der Atem aus. Er bringt kein Wort mehr hervor, steht an der Schwelle und dreht die zerfetzte Mütze in den Händen.

"Was hast du, Petro?" fragte der Vorsteher. Petro trat näher und verneigte sich: "Euer Gnaden", sagte er. "Nu?" "Seid mir nicht böse, bin eben zu Euch gekommen . . . Schon den dritten Tag haben wir kaum etwas gegessen . . ." "Nu, und was?" "Seid mir nicht böse! . . . Ob Ihr nicht erlauben würdet, aus dem Magazin wenigstens ein Säckchen voll zu geben?"

Der Vorsteher sah ihn an und lachte. "He Junge! Das darf ich nicht eigenmächtig tun, dazu braucht man die Erlaubnis der Bezirksverwaltung." "Das schon", sagte Petro, "aber könnte man nicht soso . . . wenigstens etwas . . ." "Bist du aber ein wunderlicher Mensch! Hörst ja, daß es nicht geht, durchaus nicht geht." Petro stand da und schwieg. Dann sagte er zögernd: "Vielleicht doch, ohne das Amt . . . Wenn auch nicht viel . . ." "Man sagt dir ja, daß es nicht geht! Hat's dir den Schädel verlegt?" brauste der Schreiber auf.

Und Petro steht noch immer da und geht nicht fort. Er weiß selber nicht, wozu er eigentlich wartet. Aber wie denn fortgehen, mit nichts? Vielleicht doch noch einmal fragen? . . . "Ich würde ja zurückgeben, sobald ich etwas verdiene, ich würde doch zurückgeben. . ." Nun wurde der Schreiber ganz zornig: "Man sagt dir doch, daß es nicht geht! Soll man dir's hundertmal sagen?"

*

Als Horpyna die Flurtür knarren hörte, dachte sie: "Ob er wohl wenigstens ein bißchen mitbringt?" Schweigend trat er herein und ließ sich auf der Bank nieder. Horpyna betrachtete ihn und erriet bald, daß er vergebens gegangen war. Petro hatte das Haupt gesenkt und saß da in tie-

fer Betrübnis. Horpyna beugte sich über das Spinnrad und spann nicht mehr. Petro sah sie an. So müde war sie, ganz heruntergekommen. Er trat zu ihr hin und umarmte sie: "Schwer ist's mein Täubchen, schwer! Kränke dich nicht . . ." Horpyna sah zu ihm auf, in ihren Augen standen Tränen. "Wir werden es überstehen", sagte sie, "aber das Kind? Wie soll es das aushalten?" Still flossen ihre Tränen, dann sagte sie: "Das scheint ja schon unser Los zu sein. Mit Gottes Hilfe werden wir es überstehen."

Petro wollte der Frau soeben auseinandersetzen, nun fühlte er, wie es ihm selber schwerer wurde ums Herz, immer schwerer. Und als sie sagte, daß man dulden müsse, vermochte er nicht länger an sich zu halten: "Wie lange sollen wir noch dulden?" schrie er beinahe auf. "Es vergeht ja schon ohnehin kein Tag, an dem wir nicht leiden müssen." "Das hat wahrscheinlich Gott schon gefügt", antwortete Horpyna. Petro wurde finster. "Sind wir denn schon gar so sündig, gibt es denn schon gar keine Sündhafteren als wir, daß wir soviel leiden müssen!"

Horpyna erwiderte nichts; auch der finstere Petro schwieg. Die Gedanken fliegen ihm nur so durch den Kopf: "Ist es denn wahr? Warum in aller Welt sollen wir denn Hungers sterben? Der Vorsteher gibt nichts her, und er, nimmt er sich etwa selbst nicht genug?" Ein wilder Zorn auf den Vorsteher erfaßte sein Herz. "In Hülle und Fülle lebt er", denkt Petro, "und stiehlt noch dazu, und ich Hungernder, was fang ich nur an?" Weiß Gott, was er dem Vorsteher machen wird, so kocht es in ihm. Er fährt von seinem Platz auf, verläßt die Stube und irrt draußen umher. Im Kopf schwirrt es ihm herum: "Man kann doch nicht Hungers sterben! Es ist meine Habe, keine fremde, denn auch ich habe ja dort hineingeschüttet, und nun ich nichts zu essen habe, kann man mir nichts geben! Nu, so werde ich euch nicht bitten. Ich werde mir schon selbst nehmen!"

Soviel er auch nachgrübelte, im Kopf blieb stets das eine: "Nehmen!""Ich werde ja nichts Fremdes nehmen. Wenn sie selbst nichts hergeben, dann muß man heimlich nehmen." Und so gewöhnte er sich langsam an diesen Gedanken, so daß er ihn nicht mehr fürchtete. Anfangs schien es ihm schrecklich, wenn er daran dachte, jetzt aber gar nicht mehr, er hatte sich eben daran gewöhnt. "Ich gehe hin, bohre im Magazin ein Loch und zapfe an!" denkt er. — Aber ja . . . Wie es der Horpyna sagen? Er wußte zu gut, daß sie unter keinen Umständen darauf eingehen würde. Kann er denn aber mehr tun? Er sah, daß ihm die Menschen nicht beistehen wollten. Der Vorsteher stiehlt und ihm gibt er nichts! Überall Unrecht! Und so schien ihm denn das Stehlen keine Sünde zu sein. Und doch hatte er Angst, Horpyna davon zu sagen, denn er hatte das Gefühl, daß auch er nicht gerecht handelte.

Längst hatte Horpyna gemerkt, daß es in Petro nicht mit rechten Dingen zuging. Immer geht er finster und traurig umher. Sie beginnt ihn auszufragen, aber er antwortet nicht oder: "Ja, so . . . Der Kopf schmerzt ein wenig." Zuweilen sieht er sie auch finster an und entgegnet: "Weshalb denn fröhlich sein?"

Indessen war kein Brot mehr da, die Kartoffeln hatten sie ganz verbraucht und nun werden sie garnichts mehr zu essen haben. Zum Vater zu fahren war Horpyna nicht gelungen. Keiner wollte ein Pferd hergeben, und vierzig Werst zu Fuß nach Syrowatka zurücklegen, war auch kein Leichtes, zumal mit dem Kind. Alles das sah

---

Erntedank — wofür?

Ich habe keinen Bauernhof und habe keine Scheune, ich habe keinen Kornboden und keine vollen Fässer im Keller, ich habe nicht einmal einen Garten, aus dem ich mir meinen täglichen Bedarf für den Kochtopf holen kann.

Soll ich danken für das, was die anderen ernten und was sie mir dann zu hohen Preisen auf dem Markt und im Laden anbieten?!

Du tust dir selbst und deinem Schöpfer unrecht.

Du gehörst zwar nicht zu den Menschen, die von Gott berufen sind, seine Gaben unmittelbar aus seiner Hand anzunehmen. Aber wenn die Ernte der Bauern nicht gut ausfällt, weil das Wetter schlecht war, oder weil Seuchen und andere Plagen geherrscht haben, bekommst du auch zu spüren, daß sich die Scheunen nur halb gefüllt haben.

Aber du brauchst gar nicht so weit nach Gründen für deinen Erntedank zu suchen.

Lebst du nicht inmitten einer gesunden Familie?

Gibt Gott dir nicht jeden Morgen einen neuen Tag, an dem du deinem Berufe nachgehen kannst, wie der Bauer hinter seinem Pluge hergeht?

Hast du nicht den ganzen Tag das Licht und die Wärme der lieben Sonne um dich?

Endet dein Tag nicht mit einem geruhsamen Abend, an dem du tausendfältigen Grund hast, Gott zu danken dafür, daß du nicht unter denen bist, die von einem Unglück dahingerafft, von einer heimtückischen Krankheit befallen, von hinterhältigen Menschen der Daseinsfreude beraubt worden sind?!

Wirf doch einen Blick am Morgen in die Zeitung und zähle, wieviel Menschen im kleinen Umkreis deiner Heimat aus einem zufriedenen Leben jäh herausgerissen wurden, wieviele gesund am Morgen ihre Wohnung verließen und abends in einem Krankenhause landeten, wieviele einen Vermögensrückschlag erlitten, wieviele bittere Enttäuschungen mit ihren Kindern und nächsten Verwandten hinnehmen mußten. Und dann frage dich, ob du nicht allen Grund hast, Gott dafür zu danken, daß du nicht zu diesen und jenen gehörst!

Sage nicht, das sei doch selbstverständlich!

Selbstverständlich sollte es sein, daß wir Gott jeden Tag danken für die Langmut, mit der er unsere menschlichen Schwächen erträgt, uns erhält und segnet, obwohl wir seiner Güte gar nicht würdig sind.

Petro und sagte zu sich selbst: "Ich werde nehmen! Man kann doch nicht krepieren wie ein Hund! Mag Horpyna sagen, was sie will."

Horpina schlief schon, da hörte sie, wie Petro ruft: "Horpyna!" "Ha?" "Weißt du was . . .?" "Nu?" Petro hält inne, wieder bekommt er Angst, davon zu sprechen. "Ja . . . Nichts . . . Ich wollte nur fragen, ob wir Wasser in der Stube haben . . . Durstig bin ich." "Im Faß ist ja . . ." Petro erhebt sich, als ginge er Wasser trinken, aber er denkt nach: "Sagen? Kannst es ja vor ihr nicht verheimlichen. Ob jetzt, ob später, sagen muß ich's doch." Er kommt zurück und deckt sich zu: "Horpyna, was werden wir weiter tun?" Die Frau erwidert nichts. Alle Gedanken hat sie schon durchgedacht. Petro fährt fort: "Und ich . . . ich . . . Weißt du, woran ich denke?" "Woran denn?" Wiederum hält Petro inne, dann beginnt er rasch zu sprechen, als hätte er Eile: "Man kann doch nicht vor Hunger krepieren! . . . Ihnen macht's nichts. Der Vorsteher stiehlt selber, und uns gibt er kein Stückchen Brot. Ist denn nicht auch unseres darunter? Laß nur! Hingehen und selbst aus dem Magazin anzapfen . . ." "Der Herr sei mit dir, Petro! Was sprichst du nur?" Petro ist beinahe zornig: "Was sonst? Vor Hunger sterben?" fragt er. "Eine Sünde ist's, Petro! Gott hat's so gefügt . . . Aber Fremdes



Segne mich und Speis und Trank

darfst du nicht anrühren, nicht anrühren. Eine Sünde ist das, Petro!" "Ein Sünde! Verhungern, wie? Gehe ich denn aus eigenem Antrieb hin . . .!" Mit einemmal fürchtete Horpyna für Petro. Sie preßte ihn an sich: "Petro, schwer ist's! Gott wird helfen . . . Geh selbst zum Vater hin, er wird geben . . . Und schlag dir das aus dem Kopf, schlag dir's ganz aus dem Kopf. Eine Sünde ist's!"

Bislang schwankte Petro, nun aber Horpyna auf ihn einzureden anfing, wurde wieder der Zorn in ihm wach und in seiner Brust hämmert es nur so. "Ich geh hin", erwiderte er, "sag mir nichts, ich geh nih!"

*

Es war eine finstere Nacht. Petro durchschritt seinen Garten und trat aufs Feld hinaus. Seine Seele war eigentlich ganz ruhig. Er hatte sich einmal entschlossen, diese Tat auszuführen und dachte nicht mehr nach, was für eine Tat das war. Da ist auch schon das Ackerfeld zu Ende, und in der Ferne starrt etwas Dunkles. "Das Magazin", sagt sich Petro. "Beim Magazinwächter ist kein Licht mehr, es werden volle drei Säcke sein."

Leichten Fußes geht er weiter. Es ist nicht mehr weit. Aber, was ist das? In der Luft hört er ein lautes Schreien. Wahrscheinlich ein Uhu. Wiederum schreit es, miaut — nein, ein Käuzchen. Petro wird es auf einmal angst. Irgend etwas verlegt ihm den Atem, laut pocht ihm das Herz in der Brust. Er bleibt stehen und lauscht. Frostig rieselt es ihm über den Rücken. "Erwischen werden sie mich, erwischen! Ein Dieb . . .!" Und wieder ist es ihm, als bewerfe man ihn mit Schnee. Vor einer Weile noch war er mutig und ruhig, und nun ist es dahin. Er bebt an allen Gliedern. Er beginnt von neuem zu lauschen. Aber ringsherum herrscht eine so tiefe Stille, daß er sein Herz pochen hört. "Vielleicht umkehren? . . . Dann sind wir morgen wieder ohne Brot . . . Nein, ich werde schon hingehen!"

Und leise, schleichend nähert er sich dem Magazin. Als er ganz nahe herangekommen ist, sieht er spähend um sich. In der Finsternis ist nichts zu sehen. Da kriecht er unter das Gebäude. Jahraus, jahrein hat er Getreide in den Speicherverschlag geschüttet und weiß, auf welcher es sich befindet. Vorsichtig kriecht er zu dieser Stelle hin und legt sich nieder. Dann setzt er den Bohrer an und beginnt zu bohren. Das eingetrocknete Holz knistert ein wenig. Petro hält inne und lauscht. Dann bohrt er weiter. Der Bohrer geht tiefer, immer tiefer in das Holz. Bald wird das Loch da sein. Petro drückt sich im Liegen mit aller Kraft auf den Bohrer. "Halt! Semen! Ah. Hundert Schock Teufel!" Petro fährt zusammen. Was war das? Der Wächter? Das Herz schlägt ihm bis zum Halse hinauf. Kalter Schweiß steht ihm auf der Stirne. Der Betrunkene geht weiter. Die Stimme und die Schritte verhallen. Jetzt ist niemand mehr zu hören. Petro lauscht noch immer. Nein, es ist nichts. Und mit einem letzten Druck ist das Loch fertig gebohrt. Er greift nach einem Sack, setzt ihn darunter und zieht den Bohrer heraus. Wie im Fieber zitternd, füllt Petro alle drei Säcke.



Es hat geschmeckt, nun sei Dir Dank!

•

Niemand kam es in den Sinn, daß man aus dem verschlossenen Magazin Getreide stehlen könnte. Es war auch ein winziger Diebstahl, und so etwas merkt man nicht leicht. Für lange reichte es aber nicht. Allein, jetzt half schon das Glück. Bei einem Herrn in der Nähe war nämlich ein Knecht fortgegangen, und da hatte sich

Petro in Dienst eingebeten. Zu Hause war das Elend Elend geblieben, aber auch dafür mußte man Gott danken, daß sie nun wenigstens nicht hungern mußten.

Aber schon längst war Petro um seine Ruhe gekommen. Seit jener finsteren Nacht . . . Horpyna war seitdem gleichsam ein ganz anderer Mensch geworden. Die herzlichen, liebevollen Gespräche hatten aufgehört. Manchmal sprach sie jetzt kaum ein Wort zu ihm den ganzen Tag hindurch. Immer ging sie traurig, ganz traurig umher. Zuerst kam Petro jeden Abend heim, dann nur noch einmal, zweimal die Woche. Denn er wußte, daß es ihm zu Hause nur noch schwerer ums Herz wurde. Er machte seiner Frau keine Vorwürfe; auch ihn quälte seine Tat bereits. Am Tage, während der ununterbrochenen Arbeit, da fiel es nicht so schwer, da konnte man vergessen; aber die Nächte hindurch, wo er entweder zu Hause oder beim Herrn weilte, diese düsteren Nächte hindurch konnte er keine Ruhe finden. Denn sein Glück war verschwunden, vielleicht für immer verschwunden. Und doch war es einst da gewesen, dieses Glück, selbst damals, als sie der Hunger quälte. Und nun war es ganz verschwunden. Wenn sie wenigstens schelten wollte, Vorwürfe machen; allein sie schweigt und trocknet ein wie eine Pflanze.

An einem Sonntagabend saß Petro zu Hause hinter dem Tisch, und auf dem Fußboden wiegte Horpyna das Kind. Die Lampe brannte, und bei ihrem Licht sah die Frau noch bleicher aus als am Tag. Das Leid preßte Petro das Herz zusammen. Er stand auf, trat näher und setzte sich zu ihr hin. “Horpyna!” Schweigend hob sie die traurigen Augen. “Horpyna, wie lange noch werden wir uns so quälen?” Seine Stimme überschlug sich, wie mit Zangen drückte es ihm die Kehle zu. Und sie schwieg noch immer. Petro vermochte sich kaum zu beherrschen: “Wir gehen beide zugrunde . . . Die Seele ist schon ganz erstorben . . . Sag mir, was du im Sinn hast, sag es mir, denn wie lange sollen wir noch so leben?”

Wieder sah sie zu ihm auf aus ihren eingefallenen Augen, dann senkte sie stumm den Blick. Petro schien es, daß ihm dieser Blick bis ins Herz hinein drang und es wie mit einem Messer entzweischnitt. “Was kann ich dir auch sagen?” fing sie leise an, “du weißt es ja selbst . . . Ich sagte: tu es nicht . . . Doch ich hatte ja die Macht nicht . . . Ich liebte dich und du bist ein Dieb geworden.” “Nun ja”, sagte Petro, “aber du weißt ja, daß ich es nicht getan habe, um . . . Du weißt ja, daß es sein mußte.” “Ich weiß”, erwiderte Horpyna leise. “Alles das weiß ich . . . Was soll ich aber tun, wenn ich nicht kann . . ., wenn es nicht in meiner Macht liegt, mich daran zu gewöhnen. Lieber wäre ich verhungert, als daß dieses hätte geschehen sollen.” Sie beugte sich immer tiefer zur Wiege hinab. “Was für ein Leben soll das jetzt werden? Das ist kein Leben, eine Qual ist das.” Lange hatte sie ihre Qual still getragen, und nun brach sie in einem Strom von Tränen hervor.

*

In den letzten Wochen hatte Petro sich so abgegrämt, daß er kaum noch zu erkennen war. In seinem Kopf jagte ein düsterer Gedanke den anderen. Eines Nachts fuhr es ihm durch den Sinn: Gestehen? Dann sperren sie einen ein . . . Zusammen mit Dieben, Mördern . . . Und er, ist er denn ein Dieb? Nu, mögen sie mich in Fesseln schlagen, fortführen . . . Und der Sohn? Und Horpyna? Ärger wird nichts, und Horpyna wird es vielleicht leichter sein, wenn sie mich nicht sieht. Der Kopf wurde ihm schwindlig. Wie ein Besessener ging er umher, und seine matten Augen leuchteten zuweilen so schrecklich auf, daß sich Horpyna vor ihm fürchtete.

Da kam die Zeit, da er einen Entschluß faßte. Das war an einem Sonntag. Er stand früh auf und machte sich schweigend in der Wirtschaft zu schaffen. “Soll ich ihr alles sagen?” überlegte er. “Nein, das wäre schrecklich. Wenn es bereits geschehen ist, dann soll sie es erfahren.” Nachmittags zog er sich um, sah zu Horpyna hin und überlegte wieder, ob er es ihr sagen sollte. Da wandte er sich um, bekreuzte sich und ging aus der Stube hinaus.

Die Leute hielten ihn an, und er bemerkte sie gar nicht. Eine ähnliche Ruhe hatte sich jetzt seiner bemächtigt wie damals, als er ausgegangen war, um zu stehlen. Als er aber sah, daß vor dem Gemeindeamt die ganze Gemeinde versammelt stand, war es ihm, als sprenge das Herz ihm die Brust. Wie soll er's nur im Angesicht der Gemeinde erzählen? Vielleicht abwarten, bis sie auseinandergegangen sind und es dann dem Vorsteher allein sagen? Er selbst wußte sich nicht mehr zu erinnern, wie er sich durch all die Leute zum Podium hindurchgedrängt hatte.

Auf dem Podium steht der Schreiber und verliest irgend etwas. Petro wartet. Die Stimme des Schreibers tönt ihm in den Ohren, doch er vermag nicht die Worte zu unterscheiden.

Da beginnt die Gemeinde zu brummen: der Schreiber ist mit dem Verlesen zu Ende. Nun ist es soweit. Petro nimmt die Mütze ab und beginnt: “Ihr guten Leute!” . . . Die Gemeinde wird ein wenig stiller. “Petro sagt etwas, hört zu!” “Was will er denn?” “So hört doch an, was der Mann sagt!” Petro benimmt es den Mut, kaum atmet er noch. Ach! wie das die Brust bedrückt . . . “Ihr guten Leute! Verzeiht mir, denn ich bin ein Dieb! Aus dem Magazin habe ich gestohlen . . .” Nachdem er das gesprochen hat, wirft er sich der Gemeinde zu Füßen.

Die Gemeinde begriff kaum, warum Petro sich einen Dieb nannte, denn keinem kam es in den Sinn, daß er aus dem Magazin gestohlen hätte. Der Schreiber hatte befohlen, Petro sofort festzunehmen. Doch ließ es die Gemeinde nicht zu. “Die Habe ist unser, also auch das Getreide!” schrien die Leute. Aber die Gemeinde tat Petro nichts. Er selber hatte von seinem Verdienst das Geld erspart, um drei volle Säcke Getreide zu kaufen, und die brachte er ins Magazin zurück. Und da war er wie neugeboren. Die Gemeinde fühlte es, nicht mit dem Verstand, aber mit dem Herzen, was Petro zu einer solchen Tat getrieben hatte, und niemand sprach mehr davon. Petro selbst beruhigte sich langsam. Und Horpyna wurde wieder die Horpyna von früher. Und sie fingen wieder an zu leben, zu leben. . . . –

Weltraumfahrt und Himmelskunde

(III) Am Beginn des "planetarischen Zeitalters"

Fortschritte in der Meteorologie Was uns ein Marsbesuch lehren könnte

In dem letzten Aufsatz wurde dargelegt, daß sich die Weltraumfahrt in absehbarer Zeit nur auf das Sonnensystem erstrecken kann, daß wir also günstigenfalls am Beginn eines planetarischen Zeitalters stehen, und daß auch die "Zeitdehnung", von der einige Astronauten träumen, uns niemals den Besuch ferner Fixsterne oder gar anderer Weltinseln (Spiralnebel) gestatten wird. Damit schränken sich die möglichen Erkundigungsfahrten auf einen kleinen Ausschnitt des Universums ein, und es fragt sich nun, welchen Gewinn die Astronomie aus dieser "begrenzten Weltraumfahrt" ziehen kann.

Das Wetter "von hinten"

Der Nutzen für die Wissenschaft beginnt schon in einem noch zur Erderforschung gehörenden Bereich: der Wetterkunde. Nach Wernher von Brauns Plänen soll als Vorstufe zur eigentlichen Raumfahrt eine "Raumstation" entstehen, die ebenso wie die bisherigen künstlichen Satelliten um die Erde kreist, aber groß genug ist, um Menschen aufzunehmen. Von dieser Raumfahrt aus ließen sich innerhalb von zwei bis drei Stunden die Witterungsvorgänge des gesamten Erdballs beobachten. Während die Wetterstationen bisher nur etwa ein Zehntel der Erdoberfläche zu kontrollieren vermögen, würde dann zum erstenmal eine geschlossene Beobachtung möglich sein. Zudem könnten die Insassen der Raumstation das Wetter gewissermaßen "von hinten" betrachten und ihm dadurch viel besser auf seine Schliche kommen.

Fernwirken der Sonnenflecken

Sodann werden die Astronomen und Geophysiker manches Neue über die Einwirkungen der Sonne auf die Erde erfahren. Man weiß ja, daß im Zusammenhang mit der Sonnenfleckentätigkeit atomare Schwaden von der Sonne abgeschleudert werden, die sich bei ihrem Auftreffen auf die obersten Luftschichten in Polarlichtern und vorübergehender Störung des Funkverkehrs auswirken. Was in den oberen Etagen der Lufthülle vorgeht, wirkt nach und nach auch auf die untere Etage ein, in der sich das Wetter abspielt. Diese Zusammenhänge klären zu helfen, wird ebenso Aufgabe der Raumstation-Wissenschaftler sein wie die Erforschung der elektrischen und magnetischen Verhältnisse rund um den Erdball herum. Und dann gibt es da noch die Meteore, kleine Gesteinsbrocken oder Staubkörner, die durch den Weltraum ziehen und helle Leuchtspuren hervorrufen, wenn sie in die irdische Lufthülle eindringen. Ihre Häufigkeit und Masse zu erkunden, wird gleichfalls zum Forschungsbereich der Raumstation gehören.

Roboter statt Menschen

Einen Großteil der gesuchten Daten wird man natürlich schon von unbemannten Raumfahrzeugen erhalten können, die mit automatischen Registriergeräten ausgestattet sind und ihre Meßergebnisse zur Erde herunterfunken. Bekannt ist ja das Unternehmen "Farside" (Fernseite, Rückseite des Mondes), bei dem amerikanische Pionier-Raketen den Mond umkreisen und von der Rückseite aufnehmen sollten. Das Unternehmen ist damals zwar gescheitert, wird aber sicher mit verbesserten Apparaturen wiederholt und zum Erfolg geführt werden können. Allerdings sind von einem solchen Fernseh-Experiment kaum Überraschungen zu erwarten; denn unser Trabant wird sich von der Rückseite her nicht anders präsentieren als von vorne auch: nämlich als Steinwüste aus Kratern, Rissen und Lavafeldern. Dagegen könnte der Gravitationsflug um den Mond sehr wohl Anhaltspunkte zur Beurteilung seiner inneren Beschaffenheit geben: Ob er schon durch und durch erstarrt ist oder im Inneren noch "wabert", und ob die These vertretbar ist, daß der Mond in früher erdgeschichtlicher Zeit, vielleicht bei Vorübergang eines schweren Gestirns, aus der noch glutflüssigen Erde herausgerissen wurde. (Der Pazifische Ozean wird als nachgebliebene Höhlung betrachtet.) Auch auf die Entstehungsgeschichte des Sonnensystems wird die Raumfahrt also einiges Licht werfen.

"Eine Sternstunde" wie 1610

Erst recht ist mit neuen Erkenntnissen zu rechnen, wenn es dem Menschen einmal gelingt, seinen Fuß auf einen der benachbarten Himmelskörper zu setzen. Was wird das für ein großartiger Augenblick sein! Er ist wohl nur jener "Sternstunde" des Jahres 1610 zu vergleichen, da Galilei als erster Mensch ein Fernrohr gegen den Himmel richtete und überwältigt war von all dem Neuen, das auf ihn einstürmte: Er sah als Erster die Ringgebirge auf dem Mond, den Phasenwechsel der Venus, die wandernden Sonnenflecken, vier Monde des Jupiter, den Ring des Saturn und die Unzahl der Einzelsterne, die für das unbewaffnete Auge zum schimmernden Band der Milchstraße zusammenfließen. "Ich bin außer mir vor Staunen und Gott unendlich dankbar", schrieb er, "daß Er mir die Entdeckung so großer Wunder gestattet hat."

In kristallener Klarheit

Vom Mond aus betrachtet, wird die Erde als viermal größere Scheibe im Himmel stehen, und die Sterne werden in nie gekannter Klarheit leuchten. Da der Mond keine Atmosphäre hat, würde ein Observatorium hier den Astronomen unvergleichliche Beobachtungsmöglichkeiten bieten.

Noch interessanter aber als die Erforschung des Mondes wird später einmal ein Besuch auf unserem Nachbarplaneten Mars sein, dessen blaßrote Scheibe seit Erfindung des Fernrohres die besondere Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich gezogen hat. Der Mars besitzt eine dünne Atmosphäre und läßt eine wechselnde Färbung erkennen. Auffallend

sind vor allem die weißen Polkappen, wahrscheinlich Rauhreif- oder Schneefelder, die auf der jeweiligen Winterhalbkugel des Planeten recht beachtliche Ausmaße annehmen. Taut im Marsfrühling die Polkappe ab, so färbt sich die umgebende Landschaft dunkel — wohl infolge der vordringenden Feuchtigkeit; möglicherweise bildet sich auch ein Pflanzenteppich aus Moosen und Flechten aus.

Das Rätsel der Marskanäle

Zu dieser Zeit werden auch die sonderbaren "Kanäle" beobachtet, die man früher vernunftbegabten Wesen zugeschrieben hat. Heute werden zwei andere Theorien vertreten. Die eine besagt, es handele sich um die Bahnen, auf denen das Schmelzwasser abfließt, und die andere nimmt an, der Wind rufe diese Zeichnung hervor, indem er Vulkanstaub in bestimmten Richtungen über die Marslandschaft bläst. Charakteristisch sodann die gelben Staubwolken, die sich bei der geringen Schwerkraft, die auf dem Mars herrscht, verhältnismäßig leicht bilden können. (Die Marsbesucher werden dort nur ein Drittel ihres irdischen Gewichtes haben!) Wegen des größeren Abstandes von der Sonne — der Mars ist der äußere der vier Planeten — wird das Klima unwirtlich sein; trotzdem wäre es denkbar, daß sich niedere Formen der Vegetation entwickelt haben. Und sollte man tatsächlich die genannten Moose oder Flechten auf dem Mars vorfinden, so hätte das natürlich weitreichende Konsequenzen für die Frage nach außerirdischem Leben überhaupt.

Ohne Zweifel stehen uns aus der Weltraumfahrt gewaltige Entdeckungen bevor. Aber der Hauptgewinn für die Himmelskunde ist dennoch in einer anderen Richtung zu suchen, wovon im nächsten Schlußkapitel die Rede sein soll.

Schild vor einer Tankstelle — "Sonntags geschlossen! Nur an sechs Tagen der Woche sollst du arbeiten. — Wir sehen uns in der Kirche!" Ein Schild mit dieser Aufschrift stellt der Tankstellenbesitzer Elwin Boice in Los Angeles jeden Sonntagvormittag an seine geschlossene Tankstelle.

Das Oekumenische Konzil

Der kuriale Zentralismus ist nicht Roms letztes Wort

Von Otto Karrer

(Rheinischer Merkur)

Bald nach Beginn seines Pontifikates ist Papst Johannes XXIII. mit seinem Programm hervorgetreten, das auf den ersten Blick überraschte. Man hatte mit einem "Übergangspontifikat" gerechnet — nun sieht man, daß sein "Drei-Punkte-Programm" groß und auf weite Sicht gestellt ist. Es umfaßt eine römische Diözesansynode, Anpassungen des Kirchenrechts und das Ökumenische Konzil. Auf eine Frage nach dem Ursprung seines Planes sprach der Papst von einer "Eingebung". Seine früheren kirchengeschichtlichen Studien und besonders die lebendige Fühlung mit den kirchlichen Gegenwartsproblemen in verschiedenen Ländern von Konstantinopel bis Paris dürften dabei mitgespielt haben.

Die drei Punkte des Programms stehen in einem inneren Zusammenhang, und obschon sie zunächst innerkirchlich gemeint sind — nicht "ökumenisch" in dem Sprachgebrauch, der seit 30 Jahren aufgekommen ist —, sollen sie nach authentischen Erklärungen zugleich als Vorbereitung für die Sammlung der Christenheit dienen, dies in sachlicher Würdigung des heute Möglichen, unter Verzicht auf utopische Einheitsträume, die auch von den Vertretern der Ostkirchen und des Protestantismus nicht in Betracht gezogen werden.

In seiner ersten Rundfunkbotschaft vom 30. Oktober 1958 sagte Papst Johannes XXIII.: "Auch jenen, die vom Apostolischen Stuhl getrennt sind, öffnen Wir liebevoll Unser Herz und Unsere Arme. Wir wünschen glühend ihre Heimkehr in das Haus des gemeinsamen Vaters. . . Wir beten, daß sie alle freiwillig kommen mögen . . ." sie werden kein fremdes Haus finden, sondern ihr eigenes, eben jenes, das ihre Väter von alters her mit ihrer Lehre erleuchtet und mit ihrer Tugend geschmückt haben."

Das beängstigende Problem

In der Weihnachtsansprache vom 23. Dezember 1958 heißt es: "Das beängstigende Problem der gespaltenen Einheit des Erbes Christi besteht noch immer als große Verwirrung und erschwert die Arbeit für das Reich Christi. DerWeg zur Einheit ist voll bedrückender Schwierigkeiten und Unsicherheiten. Diese schmerzliche Feststellung hebt nicht das Bemühen Unserers Herzens auf, die liebevolle Einladung an Unsere Brüder fortzusetzen. Denn auch sie tragen den Namen Christi auf der Stirn, sie lesen sein heiliges, gesegnetes Evangelium und sind nicht unempfänglich für die Anregungen der Frömmigkeit und der wohltätigen Nächstenliebe."

Nach der Ansprache vom 14. Juni 1959 an das Griechische Kolleg in Rom soll das Konzil "auf die Behandlung der Einigungsfrage vorbereiten". Das liegt auch in der ersten Ankündigung vom 25. Januar, am Schluß der Weltgebetsoktav: Das Konzil möchte "in sich selbst (seiner Natur nach) eine Einladung an die getrennten Gemeinschaften sein, die Grundlagen für die Rückkehr zur Einheit zu suchen"; und ähnlich am 22. Februar 1959 in einem Schreiben an den Bischof von Trier. Das Konzil soll "mit dem Beistand des Heiligen Geistes gleichsam ein Banner aufrichten und mit eindringlicher Stimme alle herbeirufen und in die gemeinsame Hürde einladen, welche den geheiligten Namen Christi tragen, aber durch die Ungunst der Zeit von der Mutter getrennt sind."

In dem überaus herzlichen Rundschreiben des Papstes vom Fest Peter und Paul 1959 über Wahrheit, Einheit und Frieden im

Geist der Liebe heißt es: "Das Konzil möge ein Schauspiel sein, das auch in der Sicht jener, die von diesem Apostolischen Stuhl getrennt sind, als sanfte Einladung wirkt, wie Wir hoffen, jene Einheit zu suchen und zu erlangen, die Jesus Christus vom himmlischen Vater erflehte." — Eine Einladung, "an alle, die, obgleich von Uns getrennt, doch nicht umhin können, die Wahrheit, Einheit und Eintracht zu lieben."

Soweit die Einheitsbestrebungen mit den gegebenen Wirklichkeiten rechnen, wird Papst Johannes sie nicht nur nicht hindern, sondern ermutigen. "Der neue Papst ermuntert die von unten her aufsteigenden Bestrebungen für die Einheit", sagte mir ein bestinformierter römischer Gewährsmann. So hat er sich einen ersten Bericht überreichen lassen, den der Sekretär der "Katholischen Konferenz für Ökumenische Fragen", der holländische Professor Willebrands, verfaßte. Selbstverständlich wird auch der Vertreter der deutschen Bischofskonferenz in ökumenischen Dingen, Erzbischof Lorenz Jaeger von Paderborn, die entsprechenden Anliegen aus Deutschland zusammenfassen, die auf die Vorbereitung des Konzils Bezug haben. Im Frühjahr wurde der Prior des protestantisch-reformierten Klosters von Taizélès-Cluny im französischen Burgund, Roger Schutz, vom Papst empfangen, und es ist dies gewiß nicht der einzige Kontakt, der die ökumenischen Bestrebungen in Frankreich mit Rom verbindet. Auf der diesjährigen deutschen Publizistentagung in Maria-Laach wurden auch die evangelischen Teilnehmer eingeladen, ihre Wünsche und Hoffnungen im Hinblick auf die Konzilsvorbereitung den katholischen Bischöfen zur Kenntnis zu bringen.

Der Papst ist nicht "Alleinherrscher"

Bei alledem muß uns bewußt sein, daß die erste Aufgabe des Konzils innerkirchlicher Natur ist. Es soll der Sammlung und Erneuerung der katholischen Christenheit dienen. Als erster Schritt soll die römische Diözesansynode der geistlichen Erneuerung "im eigenen Hause" dienen. Denn der Papst ist zunächst Bischof von Rom, und das Allgemeine Konzil ist ihm offenbar die Anwendung der Diözesansynode auf die Gesamtkirche.

Denn der Papst ist nicht "Alleinherrscher" und will es nicht sein; sein ganzes Wesen und die Idee seines Pontifikates, wenn man so sagen darf, beruht gemäß der Grundverfassung der Kirche auf Verteilung der Verantwortungen auf die katholischen Bischöfe der Welt. Ein Ökumenisches Konzil ist die Versammlung der Bischöfe zur Beratung des Papstes und zur Mitentscheidung in den wichtigen Lebensfragen der Kirche und dürfte gerade deshalb geeignet sein, die verbreitete Angst vor einem "zentralistischen römischen System" wenn nicht zu überwinden, so doch zu mildern. Für die Annäherung mit den Ostkirchen ist dies die erste Voraussetzung, ohne daß dabei Wesentliches zu opfern wäre.

Daß die Einheitsbemühungen zunächst an der Stelle des verhältnismäßig geringeren Widerstandes, bei der dogmatisch und liturgisch verwandten Schwesterkirche, beginnen, bedarf wohl keiner Begründung und hat keineswegs den Sinn, die Orthodoxen aus dem Weltrat der Kirchen abzudrängen, schon deshalb nicht, weil damit dessen "linker Flügel" der bekenntnisfreien Sekten gestärkt und die Empfindlichkeit gegen Rom vertieft würde. Aber auch schon für das Gespräch mit den politisch unabhängigen Ostkirchen ist Johannes Realist genug, um nicht von einer Versöhnung auf den ersten Schlag zu träumen: er spricht von vorbereitenden Verhandlungen, denen ein besseres brüderliches Verhältnis und mit dem Beistand des Heiligen Geistes schließlich die kirchliche Wiederversöhnung folgen möge. Von dem Allgemeinen Konzil selbst kann weder der Papst noch die Christenheit im ganzen mehr als eine indirekte Förderung der christlichen Einheit erwarten, sofern eine Vertiefung des innerkirchlichen Lebens im Geiste Christi und eine Stärkung des wechselseitigen Zusammenhangs der Länder durch ihren Episkopat eine günstige Rückwirkung auf die gesamte Christenheit haben wird.

Warum aber ist bei nüchterner Betrachtung ein eigentliches Unionskonzil für die nächste Zukunft

Vor zwanzig Jahren

Es war Donnerstag, der 24. August 1939, als in die in banger Erwartung bebende Welt eine Stimme aus dem Äther drang, die mit beschwörendem, ja flehendem Wort den Frieden zu retten suchte:

"Nichts ist mit dem Frieden verloren — alles aber kann verloren sein mit dem Krieg! Durch die Macht der Vernunft, nicht durch die Waffen bahnt sich die Gerechtigkeit ihren Weg. Wir flehen die Mächtigen an, Wir flehen sie an um des Blutes Jesu Christi willen, dessen siegreiche Macht im Leben und im Tode die Sanftmut war.

Wir haben für Uns alle, die rechtschaffenen Herzens sind, alle, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, alle, die schon infolge der Lasten des Lebens jeglichen Schmerz erleiden.

....Wir haben für Uns die Herzen der Mütter, die mit dem Unseren schlagen.

Wir haben für Uns die Väter, die ihre Familien verlassen müßten.

Wir haben für Uns die Unschuldigen, auf denen die furchtbare Drohung lastet.

Wir haben für Uns die Unscheinbaren, die nur an ihre Arbeit denken.

Wir haben für Uns die jungen, ritterlichen Menschen, die entflammt sind für reine und heilige Ideale.

Mit Uns ist die ganze Menschheit, die Gerechtigkeit, Brot und Freiheit erwartet, nicht aber das Eisen, das tötet und zerstört. Mit Uns ist jener Christus, der die brüderliche Liebe zu seinem höchsten grundlegenden Gebot gemacht hat: die Substanz seiner Religion, das Versprechen des Heils für die einzelnen und die Nationen zu sein."

Das war die Stimme des guten Hirten der Völker, die Stimme Papst Pius' XII. zu Rom, acht Tage vor Kriegsausbruch.

nicht zu erhoffen? Weil die Jahrhundertealten Gegensätze sowohl zwischen römischer und reformatorischer Glaubenstradition nicht in wenigen Jahren überwunden werden können. Wenn man schon den Rhein in die Ostsee lenken könnte, kann man doch nicht geistige Strömungen ganzer Völker umlegen. Obschon sich die drei Hauptformen der Christenheit zum Einen Herrn und zur Glaubenstradition der älteren Ökumenischen Konzilien bekennen, sind sie seit Jahrhunderten auseinandergewachsen, und dies nicht nur theologisch, sondern auch in den gefühlsmäßigen Haltungen. Das macht eine vollkommene Einheit, auch wenn sie nicht mit Uniformität verwechselt wird, vorläufig utopisch.

Was die theologischen Kontroversen betrifft, so beklagen es manche, daß die intellektuelle Seite der Religion im Leben der Kirche eine solche Rolle spielt — aber ohne Übereinstimmung in der Glaubenswahrheit wäre eine Einheit der Herzen unrein. Es gibt heute bedeutsame Annäherungen in einem inneren Kreis evangelischer und katholischer Theologen, aber nicht mehr, und mindestens der Gegensatz hinsichtlich der Kirchenstruktur ist auch für ökumenisches Empfinden menschlich unlösbar. Papst Johannes weiß dies sehr wohl, da er in einer Ansprache vom 7. April 1959 die Meinung abwehrte, es könnte eine christliche Einung sozusagen auf einmal stattfinden, bei allem Vertrauen “auf die Gnade Gottes in vielen Herzen.” Vorläufig sind also nur zwischenkirchliche Gespräche von theologischen Gruppen und Kommissionen mehr oder weniger offiziellen Charakters sinnvoll. Und es wäre verfehlt, von diesen alles Heil zu erwarten.

Mindestens ebenso wichtig für die Entwicklung zur christlichen Einheit hin ist die Erziehung des Volkes durch die Seelsorger beiderseits. Es ist wohl allen bewußt, daß es damit noch nicht gerade gut steht. Das Ideal wäre, wenn von der Schule an die Heranwachsenden instand gesetzt würden, mit dem eigenen, durch Erziehung empfangen Glauben ein möglichst gerechtes Verständnis des getrennten Bekenntnisses zu verbinden.

Zu einer solchen ökumenischen Erziehung gehört erstens die Einsicht, daß die neutestamentlichen Urteile über Spaltungen und Irrungen (in der Apostelgeschichte und in den Pastoralbriefen) nicht uneingeschränkt auf die Spaltungen des 11. und 16. Jahrhunderts übertragen werden können. Denn diese enstanden ohne formellen Willen zur Kirchentrennung im Streit um Kirchenrecht, Verhältnis von Schrift und Tradition und Maß der Kirchenreform, und die Trennung wurde letztlich durch politische Einflüsse entschieden, nicht ohne Schuld auf beiden Seite — eine Tatsache, die alle um Christi willen zur Buße mit der Bereitschaft zur Wiedergutmachung mahnt.

“Sekten hat es seit Beginn der Christenheit gegeben”, sagte der Stuttgarter Kirchenrat Dr. Hutten auf dem evangelischen Kirchentag in München beim Thema: “Verschiedene Kirchen, muß das sein?” Parallel neben der Kirchengeschichte laufe auch eine Sektengeschichte. Sie kenne Epochen der Blüte und des Zerfalls, aber sie werde nie unterbrochen. Und heute habe das Sektentum einen Gipfel der Entwicklung erreicht — während die getrennten Kirchen zueinander hinstrebten: neue, verhängnisvolle Spaltungen! In den Vereinigten Staaten gibt es heute rund 250 Sektengemeinschaften, in Frankreich 150, ihre Anzahl in Deutschland ist sicherlich nicht kleiner. Man schätzt ihre Mitglieder auf 800 000, in der ganzen Welt dürfte es nicht unter 20 Millionen Sektierer geben. “Man könnte in jedem Land ein ganzes Buch über die dort verbreiteten Sekten schreiben. . . Es gibt Sekten, die nach ein paar Jahren wieder sterben, es gibt aber auch welche, die sich in einem rasenden Anlauf über ganze Kontinente, ja über die ganze Welt verbreitet haben.” Gegenstand dieser ungeheuren Mission seien nicht die heidnischen Völker, die außerchristlichen Länder, sondern die kirchlichen Gemeinden selbst. Die Sekten sind untereinander zerrissen — aber sie sind einig in ihrem Kampf gegen die Kirche.” Entfremdete Töchter, die ihre eigene Mutter hassen. Welches Zerrbild vor der Bitte des Herrn: daß sie eins seien.

Die ökumenische Erziehung und Haltung beruht zweitens auf dem Bewußtsein, daß die fundamentale Einheit der Christusgläubigen tiefer geht und praktisch für das christliche Leben noch bedeutsamer ist als die Gegensätze, die vor allem um die Kirchenstruktur kreisen. Das schließt die Bereitschaft ein, aufeinander zu hören, die religiösen Anliegen der anderen ernst zu nehmen, von ihrem Guten, im Evangelium Begründeten zu lernen und auf ein Hochschrauben der konfessionellen Besonderheiten zu verzichten.

Es wäre ein Anachronismus . . .

Nach dem Gesagten kann das kommende Konzil keine zwischenkirchliche Versammlung sein, auch aus dem einfachen Grunde, weil die Mehrheit der Bischöfe aus Ländern kommt, wo man evangelisches Christentum nicht aus der Nähe oder fast ausschließlich nach seiner negativ-“protestantischen” Seite, nur ungenügend im positiven evangelischen Gehalte kennenlernte. Die Mehrzahl der Bischöfe kommt aus den lateinischen Staaten (Italien, Spanien und Portugal, Süd- und Mittelamerika), und den Lateinern stehen hinsichtlich der Einstellung gegenüber dem Protestantismus aus historischen Gründen auch die Iren (einschließlich der nordamerikanischen) und die Polen nahe — jene in Erinnerung an die englische Bedrückung des irischen Katholizismus bis zur Home Rule, diese aus ähnlichen Erfahrungen unter der preußischen Herrschaft. Und da voraussichtlich die ungarischen, tschechoslowakischen und chinesischen Bischöfe fehlen werden, kann man sich leicht vorstellen, wieviel unter diesen Umständen von einem Konzil für direkte Einungsbestrebungen mit protestantischen Gemeinschaften zu erhoffen wäre. Daß das Konzil, als Organ zur innerkirchlichen Sammlung und wenigstens indirekt zur Vorbereitung der christlichen Einung, keineswegs gegen die anderen gerichtet sein wird, dafür bürgt nicht nur der Papst, sondern auch die Bischöfe der konfessionell gemischten Länder, die dafür sorgen werden, daß unter ihren bischöflichen Mitbrüdern der Geist der Liebe in der Wahrheit zur Geltung kommt.

Seit längerem kommen die Ver-

treter der nicht katholischen Christenheit zu gemeinsamer Beratung zusammen, im politischen Bereich sprechen sich die Nationen am gemeinsamen Tisch aus. Es wäre ein Anachronismus, wenn die katholische Kirche als Völkerkirche trotz des heutigen Weltverkehrs keine gemeinsamen Beratungen ihrer Bischöfe durchführte. Es würde die Meinung verstärken, der Zentralismus sei Roms letzte Weisheit. Papst Johannes XXIII. ist offenbar nicht dieser Ansicht.

Nicht nur die wirtschaftlichen und sozialen, auch die geistigen Verflechtungen der heutigen Menschheit haben ein Ausmaß wie nie zuvor erreicht. Politische und soziale Vorgänge in China oder Südafrika gehen uns Europäer ebenso an wie solche in Frankreich oder Italien. Probleme der Weltmission sind unsere Probleme so gut wie das kirchliche Leben im Nachbarland. Das Vordringen des Islam, noch mehr des Kommunismus, die Zerstörung des Menschengebildes in der atheisti schen Gesellschaftslehre, die erschreckende soziale Not in Indien und anderswo, der überlebte Europäismus und Natiolismus in den Weltprobleme sind zugleich brennende Anliegen der Christenheit und erfordern geradezu gemeinsame Besprechungen, vielleicht sogar regelmäßige Besprechungen der verantwortlichen Hirten der Kirche und möglichst bald auch den Zusammenschluß aller Christusgläubigen. Hier liegen existentielle Aufgaben der Kirche und der Christenheit, weit mehr sogar als in irgendwelchen theologischen Sonderproblemen, wovon übrigens in maßgebenden Kreisen des kirchlichen Rom keine Rede ist. Die Welt schaut auf das Konzil.

Die konfessionell gemischten Länder

Den Bischöfen aus den konfessionell gemischten Ländern fällt naturgemäß im Hinblick auf die Anliegen der Christenheit im ganzen eine besondere Rolle zu, weil sie ein tieferes konfessionskundliches Verständnis und praktische Erfahrung in solchen Fragen mitbringen. Die anderen Bischöfe werden auf dem Konzil ihr Zeugnis hören, wie die Jerusalemer das Zeugnis des Paulus und Barnabas über die Heidenchristen hörten und sich von ihnen belehren ließen. Sie werden ihren Mitbrüdern begreiflich machen, daß auf die evangelischen Christen — um mit Abt Emmanuel Heufelder zu sprechen — “das Bild vom verlorenen Sohn, der das Vaterhaus verließ, nicht ohne weiteres zutrifft. Wir Katholiken müßten uns sonst mit dem Bruder vergleichen, der zu Hause blieb, und dann fiele der Vergleich nicht zu unseren Gunsten aus. Es war ein Glück”, sagt Heufelder, “daß der heimkehrende jüngere Bruder zuerst dem Vater begegnete, nicht dem älteren Bruder . . . Sprechen wir also nicht so leichthin von der Rückkehr und Bekehrung der anderen, wir alle müssen jene Umkehr vollziehen, die den Anfang des Heiles bedeutet.” In diesem Sinne wird das Konzil einige Arbeit an innerkatholischer Klärung zu bewältigen haben. Unsere Bischöfe müssen wissen, daß hinter ihnen die breiten Massen des Volkes mit der Sehnsucht nach christlicher Einheit stehen und daß ein Konzil, weil aus den Vertretern der Kirche zusammengesetzt, die Stimme des Volkes beachten muß.

Darum ist auch allen lebendigen Christen, welche die Kirche mittragen, ein Zeugnis auferlegt im Namen des Geistes Christi, und ihr Zeugnis, wenn so beseelt, wird von unseren Bischöfen zum Konzil mitgenommen, das Zeugnis der Wahrheit und Liebe, der Liebe zur Einheit der Jünger Christi.

Stille Gewißheit

Nichts ist an allen Enden,
das nicht von Dir geschenkt,
es kommt aus Deinen Händen,
Der meine Schritte lenkt.

Ich halt mein Herz Dir offen,
es komme, was da mag,
so bleibt mir Trost und Hoffen
für jeden neuen Tag.

Für jeden neuen Morgen
strahlt mir ein heller Schein,
ein Licht für alle Sorgen —
was soll ich traurig sein?

Was soll ich weiter klagen
um all die Not und Pein,
will es geduldig tragen,
Du wirst mir Kraft verleih'n.



Gebet am Morgen

Gott des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn und Heil'ger Geist,
der es Tag und Nacht läßt werden.
Sonn und Mond uns scheinen heißt,
dessen starke Hand die Welt
und was drinnen ist erhält.

Gott, ich danke dir von Herzen,
daß du mich in dieser Nacht
vor Gefahr, Angst, Not und Schmerzen hast behütet und bewacht
und bei aller meiner Schuld
mich noch trägst in Vaterhuld.

Führe mich, o Herr, und leite
meinen Gang nach deinem Wort,
sei und bleibe du auch heute
mein Beschützer und mein Hort,
nirgends als bei dir allein
kann ich recht bewahret sein.

Heinrich Albert († 1654)

Aus Licht in Licht

Und ob sich Wintersturm erhüb
Mit Schlägen kalt und scharf:
Die trüben Tage sind nicht trüb
Für den, der hoffen darf.

Schon lebt ein Hauchen in der Luft,
Das rührt uns dann und wann
Mit Lichterglanz und Kerzenduft,
Schon lebt ein Hauchen in der Luft.

Ob Regen, Schnee und Schlossenfall
Aus finstrer Wolke bricht,
Noch wissen wir's und singen's all:
Wir geh'n aus Licht ins Licht.

Rudolf Alexander Schröder

Aus der katholischen Welt

"Germania bravo, bravo!" — Papst lobt Opferfreudigkeit der deutschen Kinder — Mit 3,3 Millionen DM an zweiter Stelle aller Nationen.

In der Audienz mit dem Generalrat des Päpstlichen Werkes der Hl. Kindheit sprach Papst Johannes XXIII. den deutschen Kindern seinen besonderen Dank aus. Mit 3,3 Millionen DM Jahresspende 1958 stehen die deutschen katholischen Kinder, die Mitglied des Päpstlichen Werkes der Hl. Kindheit in Deutschland sind, unter allen Nationen an zweiter Stelle. Angesichts dieser Leistung rief der Papst in der Audienz aus: "Germania bravo, bravo!"

Als Vertreter des Päpstlichen Werkes der Hl. Kindheit in Deutschland nahmen an der Papstaudienz Präsident P. Koppelberg und der Aachener Oberbürgermeister Hermann Heusch teil, der ebenfalls zum Generalrat gehört. Beide hatten vorher an der Sitzung des Generalrates in Paris teilgenommen. Auf ihr war bekanntgegeben worden, daß die Gesamteinnahmen des Päpstlichen Werkes der Hl. Kindheit im Jahre 1958 rund 24 Millionen DM betrugen.

Frankreich — Verstärkte Hilfe für unterentwickelte Völker — Papstschreiben an 46. Soziale Woche Frankreichs — Gegenwartsauftrag an alle Katholiken.

Die 46. Soziale Woche Frankreichs, die am Samstag, 11. Juli, in Angers eröffnet wurde, befaßte sich bis Donnerstag mit aktuellen Fragen der unterentwickelten Völker. Insgesamt nahmen an der Woche über 2 000 Katholiken aus Europa und zahlreichen Ländern der Erde teil, darunter größere Gruppen von Eingeborenen aus Afrika und eine Delegation aus Deutschland. Zur Eröffnung der Woche wurde ein Schreiben von Kardinalstaatssekretär Tardini an den Präsidenten der Sozialen Woche Frankreichs, Charles Flory, verlesen. Im Namen Papst Johannes XXIII. fordert Kardinalstaatssekretär Tardini die Teilnehmer der Tagung auf, sich objektiv die Existenzbedingungen zahlreicher Völker vor Augen zu halten. Angesichts des Fortschritts anderer Gebiete in der Welt stellten diese unterentwickelten Völker, teilweise revoltierend, den Ärgernis erregenden Gegensatz zwischen dem dortigen Wohlstand und dem unzureichenden Lebensstandard bei sich fest. Niemand könne bestreiten, daß das Bestreben von Millionen von Menschen legitim sei, endlich von Hunger und Krankheiten verschont zu bleiben, und an besseren sozialen Bedingungen und einer gerechten Förderung ihrer Völker innerhalb der großen Menschheitsfamilie teilzuhaben. Es sei heute, heißt es in dem Schreiben weiter, die Pflicht der Gerechtigkeit und Liebe, alles zu tun, um den Lebensunterhalt der unterentwickelten Völker sicherzustellen, überall die landwirtschaftliche Nutzung sowie die Förderung der Bodenschätze voranzutreiben. Ebenfalls müsse den Eliten aller Länder und Rassen der Zugang zum Wissenserwerb, zur Kultur und zur Übernahme von Verantwortung im bürgerlichen Leben und, möglicherweise zur Ausübung legitimer politischer Freiheiten erleichtert werden! Diese Aufgaben stellten eine ernste Verpflichtung unserer Generation dar, für die Opfer gebracht werden müßten. Das Resultat der bisherigen Anstrengungen stehe in keinem Verhältnis zu der Größe der verbleibenden Aufgaben. Die Kirche unterstütze diese Aktion der menschlichen Solidarität. Die Lage der unterentwickelten Länder, betont das Schreiben, dürfe niemand, insbesondere nicht die Katholiken unbeteiligt lassen.

Die Katholiken aus den bevorzugten Nationen müßten die neuen Möglichkeiten begreifen, die ihnen zur Erfüllung ihrer Aufgaben aus der Achtung vor der menschlichen Person und aus der christlichen Nächstenliebe erwachsen. Eine nicht geringere Aufgabe falle aber auch den Katholiken der unterentwickelten Völker selbst zu. Die gleiche Lehre der Kirche, die die Aufgaben der menschlichen Solidarität festlegt, fordere von ihnen den loyalen Dienst an ihrem Vaterland aus einem Geist der friedlichen Zusammenarbeit.

In den ersten Sitzungen der Tagung am Samstag und Sonntag betonte Präsident Flory die Notwendigkeit, das Gewissen der Katholiken für die Fragen der unterentwickelten Völker aufzurütteln. Prof Georges Balandier stellt fest, daß die wirtschaftliche Seite nicht die einzige und wensentliche Frage des Gesamtproblems darstelle. Prof. Alain Barrère (Paris) hob die Bedeutung der Berufsausbildung und des Unterrichts für die unterentwickelten Völker hervor. Die christliche Auffassung von der Entwicklung legte P. de Soras SJ dar. P. Houang und Prof. André Piettra sprachen über die Pflichten der einheimischen und der westlichen Christen.

Die Kirche betet für Polen — Papst Johannes XXIII. hat an den Erzbischof von Gnesen und Warschau, Kardinal Wyszynski, an die polnischen Bischöfe und den gesamten Klerus ein Telegramm gerichtet. Der Heilige Vater gibt darin dem Wunsch und der Hoffnung Ausdruck, "daß die Gebete der Mutter Kirche Euch in Eurer Tugend, Ausdauer und Treue erhalten und daß sie zur Quelle reicher himmlischer Gnaden werden."

Gebet um Seligsprechung Pius XII. — Ein Gebet um die Seligsprechung Papst Pius XII., das, auf die Rückseite eines Ansichtsbildchens gedruckt, seit Jahresbeginn in Rom in Umlauf ist, hat jetzt die kirchliche Approbation erhalten. Sie trägt die Unterschrift des Generalvikars der Vatikanstadt und Sakristans des Papstes, Bischof van Lierde. Das Gebet wird von einem Komitee verbreitet, das sich um die Seligsprechung des verstorbenen Papstes bemühen will und deshalb z. Zt. Berichte über wunderbare Gnadenerweise sammelt, die den Gläubigen nach einem Gebet um die Fürsprache Pius XII. zuteil geworden sind. Die Berichte sollen später dem Vikariat von Rom zur Einleitung des Seligsprechungsprozesses übergeben werden.

Sprunghaftes Ansteigen der Katholikenzahl in Australien — Die Zahl der Katholiken in Australien ist in den letzten Jahren infolge der verstärkten Einwanderung sprunghaft gewachsen. Vor dem zweiten Weltkrieg gab es in Australien unter rund sechs Millionen Einwohnern etwa eine Million Katholiken. Heute ist der Anteil der Katholiken auf ein Viertel der Gesamtbevölkerung angestiegen. Allein in den Jahren von 1947 bis 1954 hat sich die Zahl der Katholiken um rund 420 000 vergrößert. Wenn die Entwicklung in gleichem Maße anhält, werden die Katholiken in 12 Jahren die größte Religionsgemeinschaft in Australien sein. Bis vor rund 120 Jahren duldete die britische Kolonialverwaltung in Australien noch keine katholischen Priester. Das heutige Commonwealth of Australia zählt sechs Erzbischöfe, darunter einen Kardinal, und 25 Bischöfe.

"Moskau war meine Pfarrei" in Moskau verboten — Unter den 70 Büchern, die auf Einspruch der sowjetischen Regierung aus der amerikanischen Ausstellung in Moskau entfernt werden mußten, befindet sich auch das Buch "Moskau war meine Pfarrei" des früheren Seelsorgers der amerikanischen Botschaft in Moskau, P. Bisonette. Der amerikanische Pater sagte zu dieser Maßnahme, er hätte sich nur gewundert, wenn die Sowjets gegen sein Buch keinen Einspruch erhoben hätten. Er glaube jedoch, er habe ein objektives Bild seiner Jahre in Moskau gegeben.

Der grosse Irrtum

Von Franz Braumann

Heinrich Hofberg, Besitzer eines Textilgeschäftes am Hauptplatz der kleinen Stadt, blickte auf die Uhr. Es war ein Samstag heute, und gleich mußte es zwölf Uhr mittags schlagen.

Für Heinrich Hofberg gab es auch am Nachmittag dieses Samstags noch keinen Feierabend. Zerstreut hörte er beim Mittagessen das Geplauder der Kinder an. Auch die Frau bemerkte es.

"Was hast du heute wieder, Heinrich?" fragte sie besorgt. "Das Geschäft geht doch gut! Nimm doch nicht jeden kleinen Ärger so ernst!"

Das Wort seiner Frau beschäftigte Hofberg auch noch, als er am Nachmittag wieder im Büro saß. Er hatte die Abrechnung der Woche nachgezählt. Jetzt saß er noch an der Schreibmaschine — Nachbestellungen an Waren, Steueraufträge, Zahlkarten an Lieferanten, alles das sollte noch heute erledigt werden.

Ernst, ernstnehmen! dachte er. Wer sein Geschäft nicht ernst nahm, wie sollte ein solcher vorwärts kommen? Vorwärts — etwas anderes war doch nicht des Lebens wert! Er lächelte selbstzufrieden — doch im Grunde seines Herzens saß irgendein Unbehagen.

Unter den Drucksachen und Geschäftsbriefen lag auch ein Bittschreiben des Kinderdorfes Sankt Wendelin um eine Spende für die Ärmsten unter den Kindern, die eltern- und heimlosen Kleinen. Hofberg hatte es erst zur Seite gelegt. Ach, die ständige Bettelei! Er schrieb weiter, 500 Mark für die Firma Mayer, 2000 Mark für die Großhandlung Scholz — nun, ein paar Mark könnte er doch auch dem Kinderdorf schicken! Er griff mechanisch nach dem Schein und schrieb eine Überweisung von zwei Mark darauf. Zuletzt war es hohe Zeit, daß er noch das Postamt vor Kassenschluß erreichte. Bis Hofberg zu seiner Familie heimkam, sank bereits der Abend herab. Im Kopf spukten noch die Zahlen des Geschäftsabschlusses herum. Eigentlich hatte er wieder eine gute Woche hinter sich! Er hätte sich freuen sollen! —

Im Laufe der nächsten Woche erhielt Heinrich Hofberg einen Brief der Großhandlung Scholz. ". . . Wir bestätigen den Eingang Ihrer Zahlung von zwei Mark; es ist uns jedoch unklar, wofür wir diesen kleinen Betrag verbuchen sollen . . ."

Hofberg schüttelte verwundert den Kopf. Das mußte ein Irrtum der Firma Scholz sein. Er hatte doch 2000 Mark überwiesen! Er griff nach den Zahlscheinbelegen und blätterte diese durch. 50, 200, 500, 2000 Mark. Da stand es doch! Er blickte schärfer hin — da stieg es ihm plötzlich siedend heiß auf! Er hielt den Zahlungsbeleg für das Kinderdorf Sankt Wendelin in seiner Hand!

Ein Irrtum — ein großer Irrtum! Heinrich hatte in der Eile die Zahlscheine verwechselt, an das Kinderdorf 2000 und an die Großhandlung Scholz 2 Mark überwiesen!

Himmel, was sollte er jetzt tun! Es mußte etwas geschehen, gleich sofort. Hofberg sprang auf und lief in seinem Büro einigemal auf und ab. Der Irrtum mußte geklärt werden; er mußte das überwiesene Geld von Sankt Wendelin wieder zurückbekommen!

Sein Blick fiel auf das Telephonbuch.. Natürlich, er wollte sofort in Sankt Wendelin anrufen, ein paar Worte der Aufklärung mußten doch genügen! Fieberhaft suchte Hofberg nach der Nummer, dann wählte er. Endlich meldete sich Sankt Wendelin.

"Grüß Gott! Hier ist Heinrich Hofberg, Textilhandlung in Hohenhausen. Ich muß Sie über etwas aufklären, eine wichtige Sache — Wie? Ach, der Herr Direktor ist nicht im Hause, sagen Sie? Wann kann ich ihn erreichen?"

Hofberg horchte aufgeregt. Am anderen Ende der Leitung sprach eine weibliche Stimme. "Er wird erst am Abend zurückkehren, wann, weiß ich nicht bestimmt. Aber vielleicht kommen Sie morgen vormittag, da treffen Sie ihn sicher!"

Kommen, kommen? Hofberg überlegte kurz. Das war eigentlich am klügsten; am Telephon ließ sich so etwas doch nicht gut erklären.

"Gut, melden Sie mich für morgen bei dem Herrn Direktor! Ich werde um acht Uhr früh dort sein!" So konnte die peinliche Sache wenigstens am raschesten geregelt werden.

Heinrich Hofberg vermied es, seiner Frau den Irrtum einzugestehen, den er sich geleistet hatte. Am frühen Morgen des nächsten Tages fuhr er unter dem Vorwand, eine dringende Geschäftsreise zu tun, nach Sankt Wendelin. Er ließ seine Wagen bei einem Gasthof außerhalb des Kinderdorfes stehen und ging zu Fuß dorthin. Irgendwie erschien ihm dies seinem Vorhaben am zuträglichsten.

Je näher er aber den kleinen, schmucken Häusern kam, um so unruhiger wurde er. Die ganze Sache hatte doch auch eine gewisse enttäuschende Seite für Sankt Wendelin. Aber man würde sicher einsehen, was durch einen Irrtum geschehen war!

Dort drüben mußte das Haus des Direktors stehen. Vor dem Eingang standen zwei Reihen Kinder; eine Frau sprach auf sie ein. Wen erwarteten diese? Herrn Hofberg wurde unbehaglich zumute. Er wollte nur kurz nach dem Herrn Direktor fragen.

Die junge Frau errötete, als sie die Frage hörte. "Bitte, warten Sie nur einen Augenblick, Herr Hofberg; ich will ihn sofort rufen." Aber als sie sich umwandte, stand der Gesuchte bereits auf der Schwelle des Hauses. Als er den

Namen Hofberg hörte, trat er dem Besucher mit ausgestreckten Armen entgegen.

"Darf ich Sie im Namen aller unserer Kinder herzlich bei uns begrüßen, Herr Hofberg!", sprach er ahnungslos.

Die junge Frau gab den Kleinen einen Wink — da setzten die jungen, hellen Stimmen mit einem frohen Gesang ein. Alle Kinderaugen blickten strahlend auf Heinrich Hofberg, die zwei kleinsten, ein Bub und ein Mädchen, hielten Blumen in den Händen.

Heinrich Hofberg ertrug plötzlich die vertrauenden Kinderblicke nicht mehr. Er senkte den Kopf und hörte nur stumm zu. Das Lied war lang, es hatte drei oder gar vier Strophen. Und Hofberg gewann allmählich seine Klarheit und Überlegung wieder. Es wuchs eine seltsam tiefe Ruhe in ihm.

". . . soll nie vergessen sein — soll nie vergessen sein!" So schloß der Gesang der Kinder. Und plötzlich fühlte Heinrich Hofberg einen Strauß von Blumen in seiner Hand.

"Ein kleines Zeichen des Dankes für Ihre großartige Spende!", lächelte jetzt der Direktor.

Heinrich Hofberg schüttelte langsam den Kopf. "Nicht mehr nötig, Herr Direktor! Die frohen Augen Ihrer Schutzbefohlenen sind mir Dank genug. Aber wenn ich das Kinderdorf nun auch besichtigen könnte!"

Als Heinrich Hofberg ein paar Stunden später wieder in seinem Wagen saß, nickte er langsam vor sich hin. In seinem Ohr klangen noch die Sitmmen der Kleinen.

Ein Irrtum? — Eine neue Wahrheit hatte er plötzlich entdeckt! Sein Geschäft konnte die große Spende sicher verkraften — er hatte sie doch auf sein Konto gelegt, das bleibende Zinsen trug! –

HUNGER

Eine wahre Begebenheit aus dem Leben

So erzählt ein Berliner Pfarrer: "Es war vor einigen Jahren. Ich hatte in der Schule Kommunionunterricht. Ein schwächliches, blasses Mädchen, 13 Jahre alt, fiel mir auf. Nach einigen Stunden Unterricht kam es zu mir und berichtete unter Tränen: 'Ich darf nicht mitgehen zur ersten heiligen Kommunion'. 'Warum denn nicht, mein Kind?' Meine Eltern wollen es nicht haben. Ich habe auch noch nicht gebeichtet und darf auch sonntags nie in die Kirche gehen.' Ich versuchte, das Kind zu trösten: 'Bitte deine Eltern recht herzlich, vielleicht lassen sie dich dann gehen.'

Wieder vergingen einige Wochen. Da erklärte das Mädchen mit zitternder Stimme: 'Ich habe die Eltern gebeten, aber der Vater war so böse.' Mir schnitt es durch die Seele. Ich tröstete das Kind: 'Bete recht fleißig zum lieben Gott, er wird gewiß helfen, den lieben Heiland zu empfangen.

Der Weiße Sonntag war vorüber. In der Schule erzählten die Kinder, wie schön die Feier gewesen war. Die arme Kleine saß vor mir und hörte mit Tränen in den Augen zu. Sie war nicht dabei gewesen. Und doch schaute sie mich so eigenartig freudig an. Nach der Stunde erzählte sie mir, nach dem Unterricht müsse sie für die Mutter einkaufen. Auf dem Wege käme sie an der Kirche vorbei, ob sie dann nicht beichten könne. 'Ich will um so schneller laufen, damit die Mutter nichts merkt.'

Selbstverständlich war ich bereit, die Kleine um diese Zeit in der Kirche zu erwarten. Gegen 13.30 Uhr öffnete sich die Tür der Kirche, und das Mädchen trat bescheiden ein. 'Hast du dich schon vorbereitet?' 'Das habe ich heute morgen getan.' In tiefem Ernst legte die Kleine ihre erste Beichte ab. 'Nun lauf, daß die Mutter nicht schilt.' Das Mädchen aber blieb vor mir stehen und sagte ängstlich: 'Wollen Sie mir denn nicht den Heiland geben?' Ich lächelte. 'Kind, es ist schon 13.45 Uhr. Du weißt ja, daß man beim Empfang der heiligen Kommunion nüchtern sein muß.' 'Ich habe noch nichts gegessen', sagte das Kind bestimmt. 'Die Mutter hat mir am Morgen Kaffee gegeben, aber als sie aus der Küche ging, habe ich ihn ausgeschüttet Bitte, geben Sie mir den lieben Heiland, damit ich auch Erstkommunion feiern kann.' Nun feierten wir Erstkommunion. In rührender Liebe empfing das Kind zum erstenmal den Heiland.

Nachmittags 14 Uhr. Ich half ihm bei der Danksagung. Ich habe manche feierliche Erstkommunion in großen Kirchen mitgemacht. Aber nie hat mich eine so ergriffen wie die dieses armen Kindes in der Diaspora-Großstadt. Berlin."

Hätten wir doch alle die Sehnsucht dieses Kindes nach dem eucharistischen Heiland und seinen Opfermut! Wie würden wir den Altar umdrängen! Wie würden wir uns um die Kommunionbank scharen! Dieses Kind beschämt uns alle. –

In dem Werbeflugblatt einer Schule für Selbstverteidigung in New York heißt es u.a.: „Lernt Jiu-Jitsu! Nach unserer neuen Unterrichtsmethode sind Sie bereits nach vier Wochen in der Lage, auch mit bewaffneten Angreifern fertig zu werden. Wir übernehmen jede Garantie. Bei Mißerfolg Schadenersatz bis zur vollen Höhe der Beerdigungskosten."

Schnelle Abhilfe — Bismark wohnte, als er noch Leutnant war, einmal bei einer Frankfurter Familie. In seinem Zimmer fehlte eine Zimmerglocke, und so mußte er immer seinen Burschen rufen, was ihm mit der Zeit lästig wurde. Er bat daher seinen Vermieter um eine Zimmerglocke, aber dieser lehnte brüsk ab und erklärte: „Die Wohnung haben Sie ohne Zimmerglocke gemietet, und Neuanschaffungen sind ausschließlich Sache des Mieters!" Am nächsten Morgen ertönte aus Bismarks Zimmer ein Pistolenschuß. Der Hauswirt, voller Angst, es sei ein Unglück geschehen, stürzte in Bismarks Zimmer und traf den späteren Kanzler seelenruhig an seinem Schreibtisch sitzend an. Die noch rauchende Pistole lag neben ihm. „Mein Gott, was ist geschehen?" rief der Hausherr, vor Angst zitternd. „Nichts", klärte ihn Bismark gelassen auf, „ich habe nur meinen Diener gerufen. Sie werden sich an dieses Geräusch gewöhnen müssen!" Noch am gleichen Tag erhielt Bismark seine Zimmerglocke.

"Singt einen neuen Gesang"

Von A. Besnard

"Ich glaube an das ewige Leben", und dieses Leben ist Gott selbst, Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist. Er ist eingetreten ins Diesseits, als Er, der ewige Sohn des Vaters, Fleisch geworden unter uns. Mensch und Gott war Er und ist Er immer noch. In Seiner verklärten Menschheit thront Er heute mit dem Vater und dem Heiligen Geiste über allem Erschaffenen. Und der Mensch ist Seine Liebe. Aus dem Jenseits strahlt Christus dem Menschen erlösende Gnade zu. Denn der Mensch soll leben und nicht sterben, wenn er auch durchschreiten muss die Tore des leiblichen Todes. An unseren Leibern wirkt der Tod, in unseren Herzen sind Glauben und Hoffen und Lieben immer in Todesnot: Der Allerbarmer jedoch gibt immer wieder Leben. Drum "singt dem Herrn ein neues Lied, denn Wunder hat getan der Herr!"

Zu Beginn des vierten Satzes der neunten Symphonie unternimmt Beethoven gleichsam ein dramatisches Zwiegespräch mit sich selbst. Seine ganze frühere Musik rollt in gewaltigen Wellen in sein Gedächtnis — er jedoch hält mit strenger Hand die Flut ab, sein Zeichen verneint: "Nicht diese Töne!" Ein anderer Gesang hat in ihm zu raunen begonnen, zu tönen, *ein neuer Gesang*, etwas bisher Unerhörtes, und dieser neue Gesang wird zur unsterblichen Hymne an die Freude. Wie tief im Herzen der Menschen wurzelt dieses Sehnen nach neuem Gesang! Ein jeder trägt in sich die konfuse, schmerzliche Gewißheit, daß selbst die echtesten seiner Freuden wie von Schatten überdeckt sind und daß auch der übermütigste Gesang ausklingt in Schluchzen oder traurigem Seufzen; und doch wähnt jeder, er sei der Freude bestimmt, einer maßlosen, von jedem Angstgefühl befreiten Freude, einer Freude, die das ganze Weltall in Schwingung zu bringen vermöchte. Welcher Künstler, Liebende, Gelehrte oder Tatenmensch ist nicht einmal in seinem Leben versucht gewesen, auszurufen wie Beethoven bei der Betrachtung seines eigenen Lebens: "Nicht diese Töne!" Doch die Hymne an die echte Freude, keiner konnte sie finden . . .

Die Freude, die die Menschheit außerhalb Jesus Christus zu kosten vermag, die Freude, die ein Mensch entdecken kann vor seiner Begegnung mit Jesus Christus, ist eine Freude mit dem Beigeschmack von Asche und Tod. Es ist die Lebenslust, die wie der Frühling ausschlägt, jedoch der Sommer drückt sie nieder und der Herbst sieht sie sterben. Es ist die Fröhlichkeit, jung zu sein; jedoch die Härte des Lebens löscht sie aus. Es ist die Freude des Liebens, die alle Dinge erneuert; jedoch selbst da, wo die Liebe bleibt und die Treue überlebt, geschieht es im ängstlichen Zittern vor der Trennung Alle Lieder, die solcherlei Freude besingen, sind "alte" Lieder, Zeugnisse lichtvoller Stunden, die nur noch in der Erinnerung weiterleben. Alles, was die Zeit und der Tod fortschleppt, ist "alt". Das gesamte Weltall des Sündenfalls, die der Sünde und dem Tod unterworfene Welt ist eine alte Welt, eine Welt, in der selbst die klarste Not und das zarteste Morgenrot verwelken. Alle Verheißungen einer Erneuerung sind wie totgeboren. "Nicht diese Töne!" — allein die neuen Töne wollen uns nicht über die Lippen kommen. Da hat der Verfasser des Hebräerbriefes schon recht, wenn er von einer universellen Knechtschaft redet und die Menschen beschreibt als solche, "die durchs ganze Leben der Todesfurcht versklavt waren" (Hebr. 2, 15).

Von eben dieser Versklavung hat uns Christus errettet. Er hat uns eingeführt in ein neues Dasein. Das ganze Ostergeheimnis ist ausgedrückt in diesem Gegensatz zwischen alter und neuer Existenz, zwischen dem alten und dem neuen Menschen, Und aus dem Munde dieses neuen Menschen, durch den auferstandenen Christus belehrt, kann der neue Gesang aufsteigen. Dieser neue Gesang ist zwar noch nicht die Brandung der unzähligen Stimmen, die wir in der Ewigkeit vernehmen werden — jener Lieder, die aus den verherrlichten Geschöpfen ausbrechen "wie der Klang eines mächtigen Chores, wie das Rauschen vieler Wasser und wie das Dröhnen von starkem Donner" (Offb. 19, 5–6). In den Chorgesängen seiner Symphonie hat Beethoven davon geträumt, jedoch es ist nur ein Traum, anregend und ohnmächtig. Unsere Liturgie läßt sie uns ahnen und in etwa schon daran teilhaben, es geschieht aber vorerst "in mysterio" und im Glauben. Dennoch, was den neuen Gesang des Glau-

benden ausmacht, das Neue der christlichen Freude, es ist die demütige und unerschütterliche Gewißheit, daß diese seine Freude ihn nicht betrügt; daß dieser Gesang, anstatt ein armer, schon verwelkter, schon vergangener, schon im Augenblick des Singens peinlich überholter Gesang zu sein, der Gesang einer echten, lebendigen Zukunft ist, das Vorspiel einer Wirklichkeit, die immer näher kommt und nicht ausbleiben wird. Das ist es, was aus dem Christen einen anderen Menschen macht.

Es scheint, als sei es wenig — dieser verborgene Keim, den wir mit Eifersucht hüten. Es scheint, als besinge und beweine auch der Christ dasselbe, was die anderen Menschen besingen: den Reiz eines Abends, den Fortgang eines Geliebten. Es scheint, als kenne er nicht weniger Ängste und Sorgen als die anderen. Und doch, als Kontrapunkt und wie gedämpft ertönt in ihm ein neuer Gesang. Etwas in ihm ist vom Tode befreit Eine gewisse Stimme in ihm darf erschallen, selbstsicher und unbefangen. Und es geschieht, daß der gläubige Mensch da singt, wo andere Menschen weinen, daß er in der Prüfung singt, weil er darin plötzlich die hereinbrechende Auferstehung und Freude Jesu Christi vorahnt; und manchmal bricht er in Freudetränen aus, wie Pascal in seiner denkwürdigen Nacht ("Freude, Freude, Freude, Tränen der Freude!"), weil Gott zu groß und zu gut — und ein armes Menschenherz nicht vorbereitet ist auf ein solches Überströmen der Gnade.

Die christliche Freude ist nicht eine Art, die man mit anderen menschlichen Freuden vergleichen könnte. Sie ist das, was die Verheißung der Ewigkeit, die der gläubige Mensch in jedem Glück wie in jedem Unglück entdekken kann; denn alles was ihm geschieht, ist nützlich und nichts der Geschichte des Gottesreiches fremd. Die christliche Freude, das ist der Auferstehungsgeschmack aller Dinge für den, der mit Christus auferstanden ist: der Tod selbst sollte diesen Geschmack haben. Zu jeder Stunde, angesichts des Lebens, das in seinem Innern flüstert, weiß der Christ nein zu sagen zu der gefährlichen Verzweiflung, zu allen alten, allzualten Stimmen der Trägheit des Lebens und der Enttäuschung. "Nicht diese Töne!" In unermüdlichem Bemühen, mit heldenhaftem Glauben singt er einen neuen Gesang. Es ist ihm nie unmöglich, weil die Inspiration dieses seines Gesanges nicht aus ihm heraus kommt, sondern aus dem Geist Gottes, der immerfort imstande ist, alles zu erneuern. Ist doch eben das seine Hauptfunktion im Heilsplane Gottes! "Sendest du deinen Geist aus, so werden alle Dinge neu geschaffen, und du erneuerst das Angesicht der Erde" (Ps. 104, 30).

Letzten Endes vermag nur *der* Neues zu schaffen, der auch das Alte erschaffen hat; der allein kann neuen Gesang eingeben, der auch "neue Himmel und neue Erde" schaffen kann: "Siehe, ich schaffe einen nuen Himmel und eine neue Erde; man wird der früheren Dinge nicht mehr gedenken, und niemand wird sich ihrer mehr erinnern, sondern man wird sich freuen und jubeln auf ewig über das, was ich schaffe. Denn siehe, ich wandle Jerusalem zu Jubel um und sein Volk zu Freude" (Is. 65, 17–18). Endlich Freude zu werden, ganz Freude zu werden, — ist das nicht der klagend bittende Wunsch der Menschheit? Es gibt nur einen neuen Gesang, nur eine Hymne an die Freude: es ist das, was unser ganzes Wesen stammelnd ausdrückt, in der Erwartung des Tages, da wir einziehen werden in das Heil, ins Angesicht des lebendigen Gottes. "Singt dem Herrn einen neuen Gesang, denn Wunder hat getan der Herr. Alleluja!" –

Der Kuss der Humanität

In dem Salon des um die Mitte des vorigen Jahrhunderts weltberühmten Arztes Doktor Dumont in Paris war eine auserlesene vornehme Gesellschaft versammelt, darunter auch der russische Fürst Lallalow mit seiner Tochter Doris. Da erschien ein Bauer, ein hinfälliger Greis in schütterem schlohweißem Haar, und bat den Arzt um ein Heilmittel für seine schwerkranke Frau. Ein junger feiner Franzose machte sich lustig über den wohl nur durch die Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit der Dienerschaft in den Salon geratenen Alten und rief mit spitzbübischem Lächeln: "Ich wette um fünfzig Louisdor, daß keine hier anwesende Dame den schmierigen Alten da küßt!"

Auf der Stelle legte die schöne Tochter des russischen Fürsten fünfzig Louisdor auf einen silbernen Teller, ging mit anmutigem Lächeln auf den alten Landman zu und sprach mit einer artigen Verbeugung: "Erlauben mir, alter Vater, Euch nach der Sitte meines Heimatlandes zu begrüßen!"

Mit diesen Worten umarmte sie den Greis im Silberhaar und küßte ihn auf beide Wangen.

Tief beschämt legte nun der junge feine Franzose auch fünfzig Louisdor auf den Teller und das adelige Mädchen überreichte dem angenehm überraschten und bis zu Tränen gerührten einfachen Menschen unter dem Beifalle aller Anwesenden diese einhundert Louisdor mit den schönen Worten: "Russische Mädchen halten es für ihre Pflicht, das Alter zu ehren.

Was nützt äußerer Schliff ohne innere Herzensbildung, was helfen feine gesellschaftliche glatte Formen und Manieren bei innerlicher Roheit und seelischer Grausamkeit und Taktlosigkeit?

Über dem Adel der Geburt steht der Adel des Herzens, den auch der ärmste und einfachste Mann des Volkes haben kann und soll.

Du gabst, o Gott, dem ew'gen Geist die arme Hülle. Du hast ihn in die Zeitlichkeit entsendet, auf daß also sich sein Geschick erfülle. — Sei du mit deiner Huld ihm zugewandt. Hilf ihm, o Herr, sich stärken und erheben. Sein Heil ist ganz in DEINE Hand gegeben! —

Vom Eucharistischen Weltkongress

in München — 1960

Art des Kongresses

München, die Hauptstadt Bayerns, ist nach dem Willen des Hl. Vaters Pius XII. vom 31. Juli bis 7. August 1960 Stätte des 37. Eucharistischen Weltkongresses. München liegt im Herzen von Europa, im Vorland der bayrischen Seen und Berge. Es hat gute Bahnverbindungen nach allen Seiten und in alle Länder, ist Schnittpunkt von drei Autobahnen, besitzt einen großen Flugplatz mit Fluglinien in alle Kontinente. Im zweiten Weltkrieg über die Hälfte zerstört, ist München in neuer Schönheit erstanden. Auch seine vielen, ganz oder größstenteils zerstörten Kirchen sind wieder aufgebaut worden:

Der gotische Dom "Unserer Lieben Frau" mit seinen zwei mächtigen Türmen, dem Wahrzeichen der Stadt;

Münchens älteste Pfarrkirche, St. Peter, mit prächtigen Schmuckstücken aller Stile;

Deutschlands größter Renaissance-Kirchbau St. Michael mit seinem gewaltigen Tonnengewölbe;

St. Kajetan, der majestätische Barockbau italienischer Architekten;

St. Johann Nepomuk, die Kirche des weltberühmten Brüderpaares Cosmas Damian und Egid Quirin Asam;

St Anna und St. Michael — Berg am Laim, zwei Perlen des Kirchenbaues im 18. Jahrhundert von Johann Michael Fischer.

Sodann eine Reihe von Kirchen des 19. Jahrhunderts, z.B.: St. Ludwig mit dem in Ausmaß und Gestaltung gewaltigen Chorwandgemälde des "Jüngsten Gerichtes" von Peter von Cornlius;

St. Benno, ein Muster des neugotischen Stiles;

St. Paul, ein Beispiel des neugotischen Stiles.

In der Nachkriegszeit wurden 16 Kirchen neuerbaut, unter denen St. Laurentius, Hl. Engel und Herz-Jesu-Kirche der Niederbronner Schwestern hervorragen.

München ist seit 1821 Bischofsstadt. Gegen 1100 Jahre war das etwa 35 Km nördlich liegende Freising Sitz der Bischöfe (an ihrer Spitze der hl. Korbinian). Im Zuge der Erhebung Bayerns zum Königreich wurde der Bischofssitz von Freising in die bayrische Haupt- und Residenzstadt verlegt und das Bistum zum Erzbistum erhoben unter dem Doppelnamen "Erzdiözese München und Freising".

Als Nachfolger des im Jahre 1952 verstorbenen Kardinals Dr. Michael Faulhaber leitet jetzt Eminenz Kardinal Dr. Josef Wendel die weit ausgedehnte, etwa 1,8 Millionen Katholiken umfassende Erzdiözese. In seiner Hand liegt auch die oberste lokale Leitung des Kongresses.

München zählt über 1 Million Einwohner Davon sind rund 800 000 Katholiken. In kirchlicher Beziehung ist die Stadt in 77 Pfarreien und 12 Kuratien aufgeteilt.

Der Festplatz für den Kongreß

Die "Theresienwiese" liegt mitten im Zentrum der Stadt. Sie kann ohne Schwierigkeit mehr als 1 Million Menschen aufnehmen. Zumeist weltlichen Zwecken dienend, wird der Platz von Münchener Künstlern einen würdigen, religiösen Festrahmen erhalten.

Das Ausstellungsgelände, das unmittelbar an den Festplatz angrenzt, bietet mit seinen vielen Hallen Raum für geschlossene Versammlungen, Arbeitstagungen, Ausstellungen (Weltmissionen, Eucharistische Kultgegenstände der Vergangenheit und Gegenwart u. a.).

Das Kongreßprogramm

hat als Leitgedanken das Heilandswort (Joh. 6,51) *"Für das Leben der Welt"*. Von hervorragenden Predigern und Rednern aus der ganzen Welt wird es behandelt werden, um die Erkenntnis des größten katholischen Glaubensgeheimnisses zu vertiefen, die Verehrung des allerheiligsten Altarssakraments zu mehren und die eucharistischen Kundgebungen der Hauptkongreßtage vorzubereiten und zu beseelen.

Am 31. Juli wird der Kongreß mit feierlichem Gottesdienst in allen Stadtpfarrkirchen eingeleitet. Mehrere große Ausstellungen werden eröffnet. In der ersten Wochenhälfte sind sodann Arbeitstagungen verschiedener internationaler katholischer Organisationen, religiöse Freilichtaufführungen, Geistliche Konzerte, Führungen durch die alten und neuen Kirchen Münchens u.a. vorgesehen.

Mitte der Woche gibt der feierliche Empfang des Päpstlichen Legaten den Auftakt zu den großen allgemeinen Kongreßfeiern. In der zweiten Wochenhälfte, Donnerstag bis Samstag: vormittags jeweils in allen Kirchen feierliche Gottesdienste durch Bischöfe verschiedener Länder und Nationen und Riten; abends auf dem großen Festplatz Pontifikalgottesdienste, Segensandachten, Kundgebungen und Versammlungen, Samstag abends auch noch eine große nächtliche Lichterprozession.

Der Tag der Ruhe ist nicht ein natürliches, sondern auch ein GEHEILIGTES REICH des Menschen. Es gibt keine Entproletarisierung ohne Sonntag keinen Sonntag ohne Glauben, keinen Glauben ohne Messe.

Cardjin

Sonntag, 7. August, Höhe-und Schlußpunkt des Kongresses. Aus Deutschland und den Nachbarländern werden Sonderzüge Hunderttausende von Gläubigen zum Kongreß bringen.

Vormittags ca. 11 Uhr feierlicher Gottesdienst auf dem Festplatz. Dazu Übertragung der Papstadresse an den Kongreß.

Nachmittags ca. 3 Uhr feierliche Schlußandacht auf dem Festplatz und große Prozession.

Vor und nach dem Kongreß sind für die Kongreßteilnehmer Sonderaufführungen des Passionsspieles im nahen Oberammergau und Erl.

Sehenswertes in und um München

Birgt München selbst schon aus seiner vielhundertjährigen Geschichte viele kirchliche und weltliche Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze, für deren Besichtigung ein guter "Führer durch München" herausgegeben wird, so bietet die engere und weitere Umgebung der Hauptstadt ebenso viele Naturschönheiten wie Meisterwerke der Baukunst, z. B. Dom von Freising, Kirchen von Neustift, Schäftlarn, Fürstenfeld, Altomünster, Petersberg, Indersdorf, Rott am Inn, Weyarn.

Für einen Tagesausflug eignen sich: Dießen, Garmisch- Partenkirchen, Ettal, Oberammergau, Steingaden, Wies, Rottenbuch.

Neben Münchens eigenen Wallfahrtsstätten (Maria Eich, Maria Ramersdorf, Maria Thalkirchen) sind nicht allzuweit entfernt die Gnadenorte: Altötting, Birkenstein, Tuntenhausen, Andechs, Grafrath, Frauenchiemsee u. a.

Besichtigungswert sind auch die alten Städte Augsburg, Landsberg, Ingolstadt und Landshut mit hervorragenden Kirchen, Kunstschätzen und Profanbauten, sodann die Schlösser von Neuschwanstein, Lindendorf, Herrenchiemsee und andere.

Organisation

Ein Lokalkommitee, aus hervorragenden Vertretern des Klerus und der katholischen Laienwelt gebildet, und ein Zentralkomitee aus ganz Deutschland werden in Zusammenarbeit mit dem "Ständigen Komitee für Eucharistische Weltkongresse in Rom" und mit den Nationalkomitees für Eucharistische Kongresse in den verschiedenen Ländern keine Mühe scheuen, um den Kongreß gut vorzubereiten.

Das Sekretariat des Kongresses in München 2, Maxburgerstr. 2, unter Leitung von Weihbischof Dr. Johannes Neuhäusler gibt allen Interessenten des In- und Auslandes jegliche gewünschte Auskunft, vermittelt Kongreßteilnehmerkarten, Billette für die Sonderveranstaltungen des Passionsspieles, Quartiere usw.

Briefanschrift des Sekretariats: Eucharistischer Kongreß, München 33, Brieffach. Telegramm-Adresse: Eukongreß München. Telefon: München 2 82 25. — Postscheckkonto München 22 200.

Das Schiehenmaennchen

Von Johannes Kirschweng

Es mag zwei- oder dreiundvierzig Jahre her sein, da traf uns in unserem Haus und unserer Familie ein schwerer Schlag. Ich muß ein bißchen ausholen, um verständlich zu machen, was für eine Art Schlag das war. In jener Jahren spielten Fußball and Handball und Kino im Leben der Menschen bei weitem nicht die Rolle, die sie heute spielen. Das Bedürfnis, aus dem Alltag und der täglichen Arbeit ein wenig herauszukommen, suchte sich andere Wege. In den Gruben fanden die Bergleute eine Kohle, die fett und fest zugleich sich als geeignet erwies, zu allerhand Schmuckstücken verarbeitet zu werden. Die Arbeiter der Tiefe waren froh, ihr dunkles und mühseliges Tagewerk mit ein bißchen Glanz und Spielerei verbrämen zu können. In einer Glashütte, die nun schon seit Jahrzehnten stillgelegt ist, wurden Tintenfässer in der Gestalt von Automobilen angefertigt, so wie die Automobile damals waren. Ich muß irgendwo noch so was besitzen. Ich weiß jedenfalls noch, wie mein Vater sich freute, als er von einem seiner Vettern für mich so ein niedliches Spielzeug erwerben konnte, das zugleich zur Arbeit aneifern sollte. Und nun, auf dem Eisenwerk, auf dem mein Vater als Schlosser arbeitete, versuchte man sich an ähnlichen Dingen. Es gab damals außer den zehn Stunden Arbeit eine halbe Stunde Arbeitspause, und in ein paar solcher halben Stunden konnte man viel tun. Einmal waren es aus starkem Blech geschnittene Hähne, die sich auf sägeartigen Bogen wiegten. Ich glaube, es muß noch manches Stück davon da sein. Ein anderes Mal waren es praktischere Dinge, die im Haus, im Stall zu gebrauchen waren, ein Stocheleisen, eine Schaufel oder auch ein kleiner Riegel, der aus einem dünnen Rohr, ein paar Zentimeter Band und einem Bröcklein Stabeisen gearbeitet wurde. Alles das zusammen mochte einen Wert von vier, fünf Pfennigen haben, und da diese Arbeit, wie gesagt, in den Pausen getan wurde, erwuchs dem großen Werk sicher kein Schaden.

Was im Laufe eines Jahres hinausgetragen wurde, kostete nicht soviel wie die Bewirtung eines einzigen fremdländischen Abnehmers an einem einzigen Abend. Aber es war den Arbeitern verboten, solches zu tun, und da die Ehrlichsten meist die ersten Opfer solcher Verbote wurden, erwischte es meinen Vater, als er einen solchen Riegel ganz unverborgen zum Tor hinaustragen wollte. Er wurde zum Betriebsleiter befohlen, und zehn und mehr Jahre untadeliger Arbeit retteten ihn nicht vor fristloser Entlassung.

Das bedeutete für uns alle, die wir vom Lohn meines Vaters lebten — in einem Häuschen, das er gerade erst gebaut und noch zu bezahlen hatte, wir sind später erst ins Großelternhaus umgezogen — einen furchtbaren Schlag. Der Vater saß stumm da, er schimpfte nicht einmal. Die Mutter seufzte, und an dem Essen, das trotz allem auf den Tisch kam, erlabte sich nur mein jüngster

Bruder, der dies alles noch nicht verstand. Aber nach dem Essen, als das Geschirr gespült war, sagte meine Mutter plötzlich: "So, und jetzt geh ich in die Wohnung von dem Chef. Er ist doch sonst kein Unmensch. Wer weiß, vielleicht hat er gerade einen Ärger gehabt. Dann sind wir auch nicht, wie wir sein sollen."

Es ging wohl ein bißchen gegen den Stolz meines Vaters, daß die Mutter diesen Gang machen sollte, aber wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt hatte, blieb es dabei. Sie war zwei Stunden fort, und als sie zurückkam, sagte sie: "So, morgen früh um sechs kannst du wieder anfangen. Nur für den Riegel bekommst du fünf Groschen abgezogen. Der Alte hat noch gefragt, ob er's auf einmal oder in Raten abziehen lassen solle. Er ist schon ein Neunmörder, aber kein Böser."

Sie erzählte dann, wie es gegangen war. Es war ihr sehr beklommen zumute, als sie das große und vornehme Haus des wichtigsten Mannes betreten mußte. Es lag eine Fußmatte da mit dem Wort Salve, und sie wußte, daß dies ein Grußwort war, aber es kam ihr wie Spott vor. Sie wurde in einen Vorraum geführt, in dem sie warten mußte, und das Herz klopfte ihr. Dann aber merkte sie plötzlich, daß da noch jemand war. Sie sah ihn an und erkannte ihn, und dann wurde ihr das Herz leicht, so schwer es gewesen war. Der Wartende war das Schlehenmännchen vom Gau. Er handelte mit Schlehengeist, den er auf eine ganz besondere geheimnisvolle Weise destillierte . . . ob mit oder ohne Brennerlaubnis, das weiß ich nicht . . . und von dem er immer wieder sagte, das sei bei weitem kein gemeiner Schnaps, sondern ein Heilmittel, ein Lebenselixier, ein Arcanum . . . das Wort wußte er auch, wie noch manche anderen fremd und verheißungsvoll klingenden Worte. Der Vater kaufte ihm jedes Jahr eine Flasche ab, die dann sorgfältig gehütet wurde und aus der ein paar Tropfen, auf Zucker genommen, bei hartem Leib oder Bauchgrimmen wahre Wunder wirkten. Er sah meine Mutter und erkannte sie auch, er hatte noch ihren verstorbenen Vater gut gekannt. Er sah auch, daß sie Kummer hatte, und es kostete ihn keine große Mühe, davon zu erfahren. Er schüttelte den Kopf und sagte vor sich hin: "Na, dann hat der Alte wieder schlechte Verdauung, und es ist Zeit, daß ich komm."

Er wurde hereingerufen, klemmte seinen verbeulten Hut unter den Arm, den Knotenstock desgleichen und schleppte seinen schweren Rucksack nach, in dem die Flaschen leise klirrten. Es dauerte eine Viertelstunde, dann wurde meine Mutter gerufen. Die Stube, die sie betrat, war von Tabaksqualm durchschwelt, und in den Duft hinein, der soviel feiner war als der von der Tabakspfeife des Vaters, mischte sich ein scharfer und doch wohltuender Geruch, der aus einer geöffneten Flasche aufstieg. Das Schehenmännchen saß in einem Sessel, in dem es fast versank, und am runden Tisch stand der Chef, eine Riesengestalt mit einer Riesenzigarre im Munde.

Er lachte ein bißchen, wobei ihm die Zigarre aus dem Munde fiel und auf den Teppich, so daß die Funken stoben. Er bückte sich mühsam, um sie aufzuheben, aber meine Mutter, die ja keine Dame war, sondern nur eine junge, einfache Frau, die ihr junges, einfaches Haus verteidigte, kam dem alternden schwerfälligen Mann zuvor. "Donnerwetter", sagte er. "Donnerwetter! Da krieg ich wahrhaftig vom Phillip seiner Frau eine Zigarre, eine gute, und ich hab ihm heute morgen eine gegeben, an der er sich und euch allen den Magen verdorben hat. Das geht ja nicht. Nehmen Sie ihm hier die mit — er gab ihr eine Handvoll aus seiner Kiste —, die werden ihm besser schmecken. Und gebt ihr auch eine Flasche vom Geist mit, Andres, damit er sich kurieren kann, und wenn er sich nächstens eine Kanone machen will, um nach Spatzen zu schießen, dann soll er mir's nur vorher sagen. Ich bin heut morgen wütig gewesen, weil sie mir das Blei viertelzentnerweise fortschleppen, und zwei kleine Motoren sind auch schon verschwunden. Aber hier der Vetter Andres hat mir schon gesagt, daß ich ein Hornochse bin, wenn ich so einen braven Mann wie den Philipp hinausschmeiße, weil ich die Halunken nicht erwischt habe."

Meine Mutter sah ihn erschrokken an; das konnte doch nicht sein, daß so ein kleiner Gaubauer

Gebet für Liebespaare

Die spanische Zeitschrift veröffentlichte kürzlich das folgende "Gebet für Liebespaare":

"Vater unser, der Du bist im Himmel, Du hast uns beide auserwählt, an Deinem Schöpfungs- und Erlösungswerk mitzuarbeiten und ein echt christliches Heim zu gründen. Gib uns Deine Gnade, daß wir uns tapfer und fromm auf diese große Aufgabe vorbereiten, die Du uns anvertraut hast. Hilf uns beiden, daß wir frei werden von unseren Unvollkommenheiten und Schwächen, daß jeder von uns sich selber in die Hand bekommt.

Laß durch Deine Gnade unsere bräutliche Liebe eine Quelle gegenseitigen Helfens und Strebens sein, damit in unser Heim mehr Reinheit, mehr Kraft, mehr Edelmut, mehr Gesundheit, mehr Schönheit und mehr Freude einziehe — damit unser Heim ein Abbild jener 'neuen Welt' sei, die wir doch aufbauen wollen.

In Deine Hände, Herr, legen wir unsere Liebe, damit sie, von Dir geheiligt, zur vollkommenen Einheit unserer Seelen und Herzen führe: in einem gleichen Glauben, einer gleichen Hoffnung, einer gleichen Liebe und in einem gleichen Vertraun auf Deine Vorsehung.

Herr, hab Erbarmen mit jenen, die sich lieben und getrennt sein müssen, und mit jenen, die leiden, weil sie die Liebe verloren haben.

Heilige Maria, Mutter der schönen Liebe, segne und adele unsere Liebe. Amen".

vom Land so einen Mächtigen und Gewaltigen Hornochse nannte. Der Alte erriet was sie dachte, und fuhr fort: "Ja, richtig Hornochse hat er mich genannt, und das ist von allem, was er gesagt hat, nur das, was man bei einer so netten jungen Frau wiederholen kann. Aber er ist auch kein Allerweltsvetter, sondern ein ganz richtiger. Wir stammen aus demselben Nest. Nur daß er sich da oben auf der sauberen Höhe halten konnte, und ich in den Ruß hinabmußte. Durch mich kennen ihn nun auch viele Herren von den anderen Hütten, und wenn sie ihm auch nicht gerade genug sind, daß er so brüderlich Hornochs zu ihnen sagt, er sagt ihnen allerhand. Das können Sie glauben, junge Frau, und das tut den Knorzen ganz gut und tut ihnen auch not. Es soll einmal einen kleinen Handwerksjungen gegegeben haben, der Erzbischof von Mainz wurde und sich dann in seine Halle den Spruch malen ließ: 'Willegis, Willegis, denk woher du kommen sis'. Der Andres ist unser lebendiger wandelnder Spruch, und er gibt uns den Schlehgeist nicht, auch gegen das sündhafte Geld nicht, ohne daß wir uns ein bißchen vor ihm dukken."

Das Schlehmännchen hatte sich diese Rede grinsend angehört, und dann sagte es: "Peter, ab und zu kannst du dich ja damit brüsten, daß du mein Vetter bist. Ich verleugne dich auch nicht, aber immer brauchst du's ja auch nicht grad zu tun."

So kam mein Vater aber wieder zu seiner Werkbank, zu einem Dutzend Zigarren, wie er im Leben noch keine geraucht hatte, und zu einer Flasche vom ältesten Schlehengeist obendrein. Als der Abend dämmerte, war der Vetter Andres bei uns und saß mit uns zusammen in der Küche, in der das Herdfeuer hell glühte, das am Mittag so jäh erlöschen wollte. Er erzählte, daß er ganz gute Geschäfte gemacht habe. "Aber um Himmels willen, sagt doch da niemand, daß der Alte da drüben mein leibhaftiger Vetter ist, sonst ist es mit den Geschäften aus."

Ich habe ihn noch einmal gesehen, da war er schon uralt. Aber als er meinen Namen hörte, erinnerte er sich an alles, fragte nach Vater und Mutter und nach den Geschwistern, und da ich nun selber ein ganz klein bißchen zu den "Herren" gehörte, hob er warnend den knochigen Zeigefinger und sagte nur: "Willegis. Willegis!" Ich denke, daß ich's nicht vergessen habe. –

Über die Rassentrennung in Südafrika ist bereits viel geschrieben worden. Wie immer gibt es zwei Auffassungen, die sich schroff gegenüberstehen: die einen möchten den Farbigen, wenn möglich, alle Rechte nehmen; die anderen würden sie, wenn sie könnten, mit den Weißen vollkommen gleichstellen. Die Wahrheit liegt, wie so oft, in der Mitte. Die Farbigen sind keine Minderwertigen, aber zumeist noch rechtlich und sozial minderjährige Menschen. Man muß ihnen jede Möglichkeit zum kulturellen,, sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg bieten. Man muß ihnen gleichen Lohn für gleiche Leistung zugestehen und ihnen die Lebensrechte, die ihnen das Naturrecht gibt, auch voll zukommen lassen. Eine gerechte Lösung läßt sich nur auf der Grundlage des christlichen Sittengesetzes finden, das in allen Menschen Kinder Gottes sieht, die mit dem Blute unseres Erlösers losgekauft und dadurch zur selben Seligkeit berufen sind.

Beten wir mit dem Heiligen Vater, daß die Rassenfrage in Südafrika im wahren christlichen Geiste gelöst wird. N.K.

Herbst

**Der Sommer ist gewesen,
aus gelben Stoppeln sticht der Neid.
Laß uns vom Zorn genesen,
du Mutter der Barmherzigkeit.**

**Die Säcke stehn geschichtet,
von giftigen Früchten prall und voll.
Schon ist der Baum gerichtet,
der doch erst künftig tragen soll.**

**Die Dächer wollen sinken,
der Herbst geht aus, der Herbst geht ein.
Im Nebel wird versinken
der Armut letzter Fensterschein.**

**Im Regen weint die Rose,
in Sterbeseufzern stöhnt der Wind.
Erzeige uns aufs neue,
daß wir nicht ganz verstoßen sind.**

**Und die durch fremde Gassen
jahrab den wunden Schritt gehetzt,
bis Finsternis und Hassen
sich schwarz dem Herzen eingeätzt —**

**Du Herrin der Novenen,
du siebenfach vom Schmerz versehrt,
o halte allen jenen
dein dunkles Antlitz zugekehrt.**

**Lös uns vom eignen Zorne,
von allem Zürnen um uns her
und tränke uns vom Borne
der Immerwiederkehr.**

Werner Bergengruen

Versoehnung Ost-West

Kann eine Aufhebung des Schismas den Weltfrieden fördern?

Alle Bemühungen der Staatsmänner um die Beilegung des *Ost-West-Konfliktes* können nicht darüber hinwegtäuschen, daß die politischen Auseinandersetzungen zwischen der moskowitischen Form des Kommunismus und der freien Welt nur die letzten Ausläufer eines viel tiefer liegenden *geistigen* Gegensatzes sind, der seit einem Jahrtausend Morgenland und Abendland voneinander trennt. Gewiß ist eine Teilverständigung in dieser oder jener Frage nicht ausgeschlossen, aber die Verschiedenartigkeit des Denkens und Fühlens läßt sich nicht aufheben. Trotzdem sind die beiden Reichshälften des ehemaligen römischen Imperiums bis auf den heutigen Tag einander zugeordnet. Sie stoßen sich gegenseitig ab, stehen in erbitterter Feindschaft zueinander, aber sie kommen nicht voneinander los. *Rom* und *Byzanz* und später noch *Moskau,* das nach dem Fall Konstantinopels als das "Dritte Rom" an die Stelle der alten Kaiserstadt am Bosporus tritt, sind religiös, kulturell und politisch gerade wegen ihrer Verschiedenheit aufeinander als ergänzende Gegenpole angewiesen. *Europa* und auch die neue *"Eine Welt"* können nur werden, wenn die Abgründe überbrückt werden, die zwischen Orient und Okzident klaffen.

Es ist daher providentiell, wenn *Papst Johannes XIII.* auch in seiner neuen *Enzyklika* die getrennten Brüder zur Einheit anruft. Der Heilige Vater weiß sehr wohl, daß die gegenwärtigen Weltkonflikte nicht mit politischen Mitteln allein gelöst werden können. Die Heilung muß von dorther kommen, wo auch die Trennung ausging. Gewiß haben von Anfang an bei der Spaltung der römischen und griechischen Kirche politische und nationale Gründe eine große Rolle gespielt, aber der eigentliche Bruch kam doch erst zustande, als die religiöse Gemeinschaft aufgehoben wurde. Man fragt sich, wo der Heilige Vater den Optimismus hernimmt, daß er auf eine *Wiedervereinigung der beiden Kirchen* hofft. Ohne Zweifel weiß der Papst, daß die ersehnte Einigung nicht von heute auf morgen kommen kann. Wie auch die Trennung nicht plötzlich geschah, sondern durch einen fortlaufenden Prozeß der gegenseitigen Entfremdung, der durch Jahrhunderte dauerte, so kann auch die Wiederaufnahme der Gemeinschaft nur in einer langwierigen Annäherung Schritt um Schritt erfolgen. Auch das *Konzil* wird nur einen allerersten Anfang, keineswegs aber einen Abschluß bringen können. Es wird einige Voraussetzungen auf der römischen Seite schaffen, das Weitere liegt dann in Gottes Hand.

So schwierig die Wiederanknüpfung von Fäden ist, die seit tausend Jahren zerschnitten sind, so ist doch in gewisser Hinsicht der Augenblick günstig. Die griechische Kirche hat in dem Zustand des Schismas ein ungemein schweres Schicksal erlitten. Schon im ersten christlichen Jahrtausend, als noch die Einheit mit Rom bestand, trennten sich die *syrischen und koptischen Kirchen* infolge Glaubensstreitigkeiten von der orthodoxen Reichskirche. Der *Ansturm des Islams* brachte die alten Patriarchate von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem unter die Herrschaft der Araber. Schließlich fiel auch Konstantinopel in die Hände der Türken, und an die Stelle des christlichen Kaisers trat der Sultan. Das neue Patriarchat von Moskau erlosch schon unter *Peter dem Großen,* die schwerste Prüfung der orthodoxen Kirche begann jedoch erst 1917 mit der *bolschewistischen Revolution.* Die *autokephalen* (selbständigen) *Kirchen* der östlichen Nationalstaaten wurden bis auf geringe Reste ihrer Stützen beraubt, als die kommunistischen Satellitenstaaten zu einem großen roten Block zusammengeschweißt wurden. Sie alle spüren, daß eine tausendjährige Epoche zu Ende gegangen und eine Neuorientierung notwendig geworden ist. Bis auf *Griechenland* und *Zypern* besteht nirgendwo mehr jene *Symbiose* von *Kirche und Staat,* die für die Ostkirche so bezeichnend war und die Loslösung vom Papsttum bewirkte.

Aber auch *der Westen* wird umdenken müssen, wenn er dem Osten die Hand zur Versöhnung hinhalten will. Er muß zunächst seinen Hochmut ablegen, der ihn zu der Meinung verführte, seine religiöse, kulturelle und politische Daseinsweise sei die einzig richtige. Wiederholt hat der Westen den Versuch gemacht, seine Eigenart dem Osten aufzupflanzen. Törichte Experimente wie das *Lateinische Kaisertum* in Konstantinopel und manche *Unionsversuche* unter politischem Druck haben stets das Gegenteil bewirkt, nämlich ein tiefes Mißtrauen des Ostens, das sich fast zu einem krankhaften Trauma auswuchs. Derartige Fehlentwicklungen können heute nur mit viel Geduld aufgearbeitet werden. Die Ehrfurcht vor der Eigenart des anderen kann allein Verständigung bewirken. Auf keinen Fall darf der Eindruck entstehen, als ob etwa *Primat und Unfehlbarkeit des Papstes* von uns als ein Privileg des Westens aufgefaßt werden, weil Gott das Abendland mehr bevorzuge als den Osten. Vergessen wir nicht, daß nicht wenige Griechen in den alten Zeiten der ungeteilten Kirche den Stuhl Petri bestiegen haben.

Könnte aber heute angesichts der *Ohnmacht der orthodoxen Kirchen* im kommunistischen und mohammedanischen Machtbereich eine Annäherung an Rom überhaupt einen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte haben? Weder die *arabischen Staaten* und erst recht nicht die *bolschewistischen Machthaber* werden sich von Kirchenführern beeindrucken lassen.

Das ist auch in keiner Weise der Sinn einer Union. Aber es sind nicht die Staaten, sondern die Völker, die überleben. Auch der Kommunismus ist nur eine Zeiterscheinung, die vorübergeht, wie die byzantinischen Kaiser, die Zaren, Sultane und Paschas gekommen und gegangen sind. Aber trotz seines Atheismus hat der Kreml viel von der Tradition der russischen Kirche in sich aufgenommen, mehr noch ist unvergänglich in die östliche Kulturwelt eingegangen. Von der Kirche her kann auch heute noch ein *ökumenischer Geist* in die Völker des Ostens einfließen, so daß über allen Unterschieden die größere Einheit der ganzen Menschheit aufleuchtet, von der Osten und Westen zwei unverwechselbare Hälften sind, die nur in gegenseitiger Ergänzung und in fruchtbarem Austausch die *Ganzheit des einen Gottesreiches* auf Erden bilden. – Kp.

Zeit und Ewigkeit

Wir werden geboren
die Welt ist so weit,
und gehen verwandelt
im Wandel der Zeit.

Von allen den Dingen
will keines bestehn,
was gestern erblühet,
muß morgen verwehn.

Es ändert das Dasein
Gesicht und Gestalt,
das Alte muß sterben,
und wir werden alt.

So tragen wir schweigend
des Herren Gebot,
sein Wille ist ewig
in Leben und Tod.

Georg Unterbuchner

Frauen

Wir sind die Hüterinnen.
Wachen ist unser Auftrag.
Unser Amt ist der Frieden.
Die Tat ist des Mannes,
doch wiegt sie gering
vor dem großen Erbarmen.

Stoa-Delphi

Liebeserklaerung an meinen Rosenkranz

Eine Lobrede auf einen gefühlvollen Dixiland, auf die neueste Staubwedelfrisur oder die schnittigen Blue Jeans wäre vielen verständlich, doch eine Liebeserklärung an einen Rosenkranz? Aber es ist ja meine Liebeserklärung, und was mit der Liebe zusammenhängt, ist bekanntlich ganz persönlicher Art. Mein Rosenkranz ist übrigens nicht einmal einer von den handgeknüpften und mit einem geschmackvollen holzgeschnitzten Kreuz versehen, er ist ganz einfach und ohne jede besondere Note, doch wenn ich ihn in die Hand nehme, geht eine bestimmte Wärme von ihm aus, ich darf ruhig sagen, ich habe ihn gern, und wenn ich ausgehe, versäume ich nicht, ihn aus der Tasche des einen in die Tasche des anderen Rockes wandern zu lassen.

Meine Liebe für ihn ist alt, und ich verstehe im Grunde nicht, daß man ihn unmodern finden kann. Schämte man sich seiner im Luftschutzkeller, wenn der Boden unter uns zu schwanken begann? So lange her, wie manche meinen, ist das gar nicht, und wer will behaupten, im Bereich der Wasserstoffbomben und interkontinentalen Raketen sei es auf unserer Erde gemütlicher geworden? Aber auch sonst: Wer Gott ein wenig liebt, wird auch den Rosenkranz lieben, denn er rückt das Leben des Herrn ganz nah ans eigene. die Einfachheit, mit der das neue Testament in schlichter Bilderkette in unser eigenes Leben einbezogen wird, hat sogar etwas Geniales, denn der Herr steigt im Rosenkranz in unsere täglichen Nöte, nimmt unsere Schwächen an sich und begradigt auf sanfte Weise den täglichen Zickzackkurs unserer verunglückten Vorsätze. So armselig sich unser Leben äußerlich auch hinziehen mag, mit dem Rosenkranz verbunden ist es nie falsch und wertlos.

Wenn ich dich, herbe Perlenkette, daher in der Hand wiege, ist mir, ich wöge den besten Teil meines Lebens in dir. Wie kann man Furcht vor dir haben! Wie können es vor allem die Männer! Ist es etwa unmännlich, sich mit Gott ins Gespräch einzulassen? Ich pflege in dir den besten Verkehr und habe die Empfindung, Gott habe seiner Mutter wegen sogar eine Schwäche für dich, demütige Kette, und ich nutze diese Schwäche aus.

Das Praktische ist, daß man dich zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit beten kann, auf der Straße, im Bus oder auch, wenn man zu Hause noch aufs Essen warten muß. Wem das "zu fromm" oder gar "komisch" vorkommt, der zeigt nur, wie wenig er in geistigen Dingen auf den Geschmack gekommen und wie wenig er sich in den stillen Genüssen geistiger Entspannung auskennt. Ein Gesetz von dir ist wie ein tiefes Atemholen, und wir, die wir so viel für die Gesundheit des Lebens tun, wir sollten die Gesundheit der Seele nicht so leicht abtun.

Vielleicht ist mir dein Wert erst in den Jahren schwerer Krankheit ganz aufgegangen Ich sah durch die Hüllen der Dinge hindurch und erkannte das Wesen deiner Perlen, die nichts Lebensfremdes, sondern eine gediegene feste Kette sind, die uns in schweren Stunden in gesichertem Grund mit dem Anker der Hoffnung verbunden hatten. Bewährter Freund, du bist durchtränkt mit dem Schweiß mancher Fiebernacht und weißt um die stilleren Gedanken, in denen der Mensch allein vor seinem Gott steht. Wer dich verachtet, kennt dich nicht.

So will ich dir die Treue halten. Sei mir weiter ein zuverlässiger Weggenosse und fühle dich in meiner Hand und meiner Tasche wie bei einem guten Freunde wohl. – L.L.

Es gibt Menschen, die im Leben niemals etwas tun und deshalb keine Fehler machen—, aber ihr ganzes Leben ist ein Fehler

Kardinal Mercier



Bernadette

DIE BEGNADETE VON LOURDES

Wie ich, J. B. Estrade, sie erlebt habe.

Abdruck erfolgt mit Genehmigung der
Kreuzring-Bücherei

Johann Josef Zimmer Verlag, Trier.

6. Fortsetzung

Als die Volkswut ihren Höhepunkt erreicht hatte, schaltete Pfarrer Peyramale sich ein. Von einer zuverlässigen Persönlichkeit war ihm berichtet worden, auf der Straße sei das Wort gefallen:

"Die Polizei tut gut, ihre einzelnen Leute mit Nummern zu versehen, damit sie weiß, um wen es sich handelt, wenn man sie aus dem Gave herauszieht."

Jetzt war für Pfarrer Peyramale der Augenblick gekommen, einzugreifen. Er ging selbst in die einzelnen Stadtteile, ganz besonders aber in das Arbeiterviertel, um die Menschen zur Ruhe und Besonnenheit gegenüber den ergangnen Anordnungen aufzufordern.Er kam aber nicht zum Ziele, weil er die Männer nicht zu Hause vorfand. Nach dem Mittagessen machte er sich auf den Weg zu den Steinbrüchen außerhalb der Stadt. Die Arbeiter erblickten in ihrem Pfarrer ihren besten und treuesten Freund. Er glaubte es also wagen zu können, auch diesmal mit ihnen zu verhandeln. Nachdem er den Arbeitern ins Gewissen geredet hatte, merkte er, daß diese für seine Beschwichtigungen nicht zugängig waren. Unverrichteter Dinge kehrte er zurück und verbrachte eine fast schlaflose Nacht.

Am folgenden Morgen erhob er sich in allen Frühe — es war ein Sonntag. Schon in der Frühmesse bestieg er die Kanzel, weil er wußte, daß viele Arbeiter anwesend waren. In ernsten Worten wies er nochmals darauf hin, daß es dem Werk der Gottesmutter nur schaden könne, falls weitere Gewalttätigkeiten erfolgen sollten. Auch wenn es um die Gottessache gehe, müsse man klug handeln und sich den bestehenden Anordnungen fügen. Wörtlich rief er aus: "Seid auf der Hut, die weltliche Autorität hat ihren Blick auf euch gerichtet und wird euch gegebenenfalls eines Tages wegen vorbedachten Handelns vor Gericht stellen. Schon werdet ihr überwacht. Seid deshalb klug, denn sie verfügt über die bewaffnete Gewalt. Die geringste unüberlegte Tat könnte sie bewegen, scharf einzugreifen."

Pfarrer Peyramale mußte zu seinem Bedauern feststellen, daß sich die Gesichter der anwesenden Arbeiter bei seinen Ausführungn immer mehr versteinerten und fuhr deshalb fort:

"Wie ich aus den Gesichtern herauslesen kann, will man meinen Mahnungen kein Gehör schenken und in unserer Stadt ein Blutbad herbeiführen. Nun gut! Wenn es schon zum Blutvergießen kommen muß, dann wird *mein* Blut als erstes fließen. Nur daß es dann nicht zu einer Auseinandersetzung zwischen euch und der Polizei kommen wird, sondern zwischen euch und dem Pfarrer. An dem Tage, da es zum Aufstand kommt, werde ich mich ebenfalls zur Grotte begeben — denn ich fürchte euere Zuschlaghämmer nicht —, und wehe dem, der es wagen sollte, mir den Weg zu versperren. Wenn ihr dann in Massen auf mich eindringen werdet, dann weiß ich wohl, daß ihr mich mit den Füßen niedertrampeln könnt, aber dann müßte ich euch als Feiglinge beschimpfen. Sollte aber der eine oder andere mich angreifen wollen, dann möge er heute schon wissen, daß er dabei den kürzeren zieht."

Mit diesen Worten schloß der Pfarrer seine Predigt.

Die Arbeiter von Lourdes waren stolz auf ihren Pfarrer, weil sie wußten, daß er im gegebenen Falle auch ihre Sprache zu sprechen verstand. Sie erklärten also:

"Der hat wenigstens den Mut, uns das ins Gesicht zu sagen, was er denkt und ist nicht der Mann, der im Ernstfall einen Rückzieher macht."

Alles in allem: die Lektion des Pfarrers Peyramale an diesem Sonntagmorgen trug ihre Früchte. Mit diesem Tage kehrten wieder Ruhe und Frieden in der Stadt Lourdes ein. Gläubige und Ungläubige dankten es dem Pfarrer, daß er den Mut hatte, öffentlich ein Machtwort zu sprechen.

39.

Nachdem die Männer sich beruhigt hatten galt es, auch die Frauen zu einem besonnenen Handeln zu bewegen. Sie waren nicht weniger erbost über den Präfekten als die Männer und drängten darauf, daß die Absperrung zur Grotte verschwinden müsse. Ihr Hauptargument war: Wenn wir an der Grotte beten, kann das doch niemanden schaden.

Nachdem die Absperrung an der Grotte viermal zerstört worden war, hielt man es für richtig, einen Polizisten ganz für die Bewachung des Grottenbereiches anzustellen. Der Polizist Callet erhielt diesen Auftrag. Er war ein gutmütiger Mensch, kannte aber als gedienter Soldat keine Nachsicht, wenn es darum ging, bestehenden Vorschriften Respekt zu verschaffen.

Die Frauen von Lourdes sannen auf einen Ausweg und fanden ihn: sie verabredeten sich miteinander und gingen täglich in zwei getrennten Gruppen den Weg zur Grotte von Massabielle. Wenn die erste Gruppe auf der Höhe von Massabielle angekommen war, tat sie, als ob sie bete. Plötzlich aber rief sie den am anderen Ende stehenden Polizisten Callet um Hilfe. In seiner Harmlosigkeit eilte Callet dann zu den Frauen. Während sie eifrig mit Callet sprachen, setzte sich die andere Gruppe auf ein Zeichen hin in Bewegung, ging über die Wiese des Herrn de La Fitte in Richtung der Grotte, den gleichen Weg, den Bernadette stets nahm. Nachdem sie ihre Andacht vor der Grotte gehalten hatten, gingen sie zu den anderen Frauen auf der Höhe zurück, die immer noch mit Callet diskutierten und mischten sich in das Gespräch ein. Inzwischen zog die erste Gruppe, die Callet dahingehalten hatte, zur Grotte, um dort zu beten.

Diese List der Frauen glückte so oft, daß sie ihr Treiben mit dem Polizisten Callet tagelang wiederholen konnten. Die ganze Stadt lachte, daß es gelungen war, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen. Callet selbst war immer noch zu naiv, um dahinterzukommen. Erst als sich seine vorgesetzte Behörde einschaltete, wurde die Sache entdeckt.

Von der Zeit an wurde Callet unnachsichtig und protokollierte einen jeden, der es wagte, an die Grotte zu gehen. Allein in den Monaten Juli und August machte er sechsundneunzig Protokolle.

Unter den Protokollierten waren 40 auswärtige Personen, die das Gebiet nur durchschritten, um zu einem Thermalbad in der Nähe zu gelangen, oder von dort kamen und gar nicht nach Lourdes wollten. Abends überbrachte Polizist Callet dem Polizeikommissar alle Namen, der dann selbst den Protokollen die juristische Form gab. Callet war dazu nicht imstande.

Der Friedensrichter von Lourdes hatte nun alle Hände voll zu tun. Die Zahl der Angeklagten war so groß, daß er keine Einzelverhöre mehr anstellen konnte, sondern sie gruppenweise kommen ließ und sie durchweg mit 5 Franken Geldstrafe belegte.

Die Frauen von Lourdes nahmen das alles nicht ernst und machten sich ein Vergnügen daraus, vor dem Friedensrichter zu erscheinen. Zu welch grotesken Szenen es dabei kam, zeigt folgendes Beispiel:

Kaum war der Friedensrichter im Gerichtssaal erschienen, wurde er nervös, bestieg seinen Richterstuhl und verlas das Anklageprotokoll. Sonst ein rechtschaffener und guter Mann, war er doch allzu stark in den Paragraphen verknöchert. Wenn das Glockenzeichen ertönte, rief er:

"Die erste Angeklagte!"

Dann fuhr er fort:

"Wie heißen Sie?"

"Aber, Herr Richter, ich bitte Sie: ich bin doch Ihre Nachbarin. Kennen Sie mich nicht mehr?"

"Geben Sie acht: Sie stehen vor Gericht. Beantworten Sie meine Frage."

Öfters kam es vor, daß die Frauen falsche Namen angaben und zwar solche, die in der Stadt dem allgemeinen Gelächter ausgesetzt waren.

"Wenn sich das noch einmal wiederholt, lasse ich den Gerichtssaal räumen", schrie der Richter in solchen Fällen.

Zur Angeklagten sprach er weiter:

"Geben Sie zu, daß Sie das getan haben, was in dem Protokoll steht?"

"O ja, aber ich bestreite, daß Callet berechtigt ist, ein Protokoll aufzunehmen."

"Wie? Was wollen Sie damit sagen?"

"Ich will damit sagen, daß Callet sich in die Grotte einschleicht und dort betet, was jeder weiß. Er hat kein Recht, andern zu verbieten, was er selbst tut." (Callet kniete tatsächlich täglich vor der Grotte und betete den Rosenkranz. Er war ein Mann, der den Standpunkt vertrat: "Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist" und handelte danach. Er starb 1899, nachdem er noch jahrelang im Heiligtumsbereich der Grotte als Ehrenwärter im Dienste der Pilgerleitung stand.)

"Reden sie kein dummes Zeug. Stimmt es oder stimmt es nicht, daß Sie den Zaun der Grotte durchbrochen haben?"

"Erbrochen? Oh, Herr Richter, ich bin keine Gelehrte, und wenn ich etwas getan haben sollte, was nicht recht war, dann geschah es unbewußt."

"Sie sind ein Dummkopf! Ich habe Sie gefragt ob Sie in die Grotte eingetreten sind und die Bretter des Zaunes erbrochen haben?"

"Ich? Gott bewahre mich vor so etwas! Wir machen es nicht wie die Steinbrucharbeiter, wir armen Frauen. Übrigens, Herr Richter, weshalb hat man diese nicht vor Gericht gestellt? Sie wissen doch, daß die von ihren Fäusten Gebrauch gemacht haben."

"Das gehört nicht hierher. Was haben Sie an der Grotte gemacht? Was für einen Unsinn vollführten Sie dort?"

"Verzeihen Sie, Herr Richter, wir machen in Massabielle genau dasselbe, was Sie sonntags in der Kirche tun — nichts anderes. Das sei ohne Bosheit festgestellt."

"Sie glauben, die Gottesmutter zu verherrlichen? Sie verunehren sie!"

"Aber wenn Sie, Herr Richter, im Frack einer Dame in der Stadt einen Besuch abstatten, glauben Sie dann auch, daß Sie diese verunehren?"

Derartige Szenen spielten sich immer wieder in diesen Wochen und Monaten vor dem Gericht in Lourdes ab.

Eines Tages kam der Polizist Callet an der Grotte in große Verlegenheit. Es war am

Nachmittag des 28. Juli. Von der Höhe von Massabielle kam eine tiefschwarz gekleidete Frau mit zwei jungen Damen. Es waren Mutter und Töchter. Alle drei knieten sich schweigend am Ufer des Gave außerhalb der Absperrung nieder. Callet zog instinktiv sein Käppi ab und war sichtlich verlegen:

"Madame", sagte er zur Mutter, "Sie wissen wohl nicht, daß es hier verboten ist, zu beten?"

Die Dame erhob ihren Kopf und wußte sofort, wen sie in Callet vor sich hatte.

"Sehen Sie, Herr Polizist, Sie machen den Eindruck eines gutmütigen Menschen. Ich bin fremd hier und komme nicht oft nach Lourdes. Gestatten Sie, daß ich mit meinen beiden Töchtern an die Grotte herantreten darf. Ich wäre Ihnen sehr dankbar."

"Aber, Madame, damit setzen Sie sich der Gefahr einer Anzeige aus."

"Wenn es nur das ist, dann machen Sie gleich ein Protokoll, aber lassen Sie mich hineingehen."

Man konnte sehen, wie Callet schwankte. Er kratzte sich hinter den Ohren, sah aber im Geiste auch die Gestalt des Polizeikommissars vor sich, machte schließlich dennoch ein Brett los und ließ die drei Frauen eintreten.

Diese knieten vor der Grotte nieder und beteten laut den Rosenkranz. Anschlißend näherten sie sich der wunderbaren Quelle und tranken aus der hohlen Hand von dem Wasser, gingen zu dem Felsen hin und brachen sich einen Zweig von dem wilden Rosenstrauch ab. Dann machten sie noch einmal das Kreuzzeichen, verneigten sich tief und wollten wieder durch den Zaun. In diesem Augenblick stand Callet da und bat die Damen um Namen und Vornamen.

"Ich bin die Admiralin *Bruat,* Governante des kaiserlichen Prinzen", antwortete sie schlicht.

Hätte der Blitz in den Felsen von Massabielle eingeschlagen, dann wäre Callet nicht mehr erschrokken, als er es jetzt war. Seine Hand zitterte so, daß er nicht imstande war, den Namen der Admiralin niederzuschreiben. Die Dame konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, ließ sich das Notizbuch Callets aushändigen und schrieb ihren Namen selbst hinein. Freundlich grüßend verabschiedeten sie sich.

Einige Minuten später. Ein Mann von etwa 45 bis 50 Jahren erschien auf dem Pfad und kam in Richtung der Grotte herunter. Da er korpulent war, ging er gemächlich aber dennoch festen und energischen Schrittes. Sein Gesicht war blatterndurchfurcht, aber sehr eindrucksvoll. Ohne auf den Wächter zu achten, kam er schnurstracks auf die Absperrung vor der Grotte, die noch offenstand, hob sein Bein etwas schwerfällig über den Querbalken und begab sich ohne weiteres an die Grotte.

"He, wo wollen Sie denn hin?" rief ihm Callet erbost nach. "Haben Sie da oben an dem Pfahl nicht das Verbotschild gelesen?"

"Das geht Sie wohl nichts an? Ich mache Ihnen ein Protokoll. Geben Sie mir Ihren Namen und Beruf an."

"Schreiben Sie: Ich heiße Louis Veuillot und bin Chefredakteur des Pariser 'L'UNIVERS'.

Callet war diesmal vor diesem Chefredakteur durchaus nicht so erschrocken, wie eben vor dem Namen eines Admirals. Abgesehen von einem kleinen orthographischen Fehler brachte er es fertig, den Namen des gefeierten Journalisten in sein Notizbuch zu schreiben.

Louis Veuillot zog seinen Hut und trat in die Grotte ein. Nachdem er dort alles genau in Augenschein genommen hatte, fing er an zu beten. Nach einer Viertelstunde hob er den Kopf, warf nochmals einen Blick auf die Grotte und verschwand.

Das war doch zu viel, wie dieser Mann ihn, Callet, den Hüter des Gesetzes, behandelt hatte. "So ein aufgeblasener Affe!" sagte er vor sich hin. "So ein Flegel!" Das war das Zwiegespräch, das Callet mit sich selbst führte, während der Journalist wieder den Berg hinaufstieg.

Am Abend dieses Tages

kam der Polizeikommissar in nicht geringe Verlegenheit. Obwohl er nur ein Handlanger der hohen Obrigkeit war, fragte er sich, ob es wohl klug sei, Anzeige gegen die Admiralin Bruat und den gefürchteten Redakteur Veuillot zu erstatten. Könnte es ihm dabei nicht passieren, daß man ihn des Übereifers beschuldigte oder gar ihn der Unfähigkeit zeihen werde, in solchen Fällen nicht über das richtige Fingerspitzengefühl zu verfügen?

Er machte sich also auf, um den Rat des Bürgermeisters zu erbitten. Dieser fand beide Fälle zu delikat, als daß er seine Meinung äußern wollte. Übrigens: was hatte er schon mit einer solchen Sache zu tun, die ja doch letzten Endes nur eine Angelegenheit des Präfekten war? Der Präfekt selbst aber sah sich am folgenden Tage ebenfalls in einer Zwickmühle und fragte sich: "Was tun?" In beiden Fällen fürchtete er, man werde ihn in Paris desavouieren. Die Geschichte könne aber auch ein Nachspiel in der Presse haben, wenn er sie verschweige. Dann wäre es ja aus mit seiner Präfektenkarriere. Er griff also durch. Seiner Meinung nach konnte ihm nichts passieren, denn er hatte ja den Minister hinter sich. Um ganz sicher zu gehen, legte er beide Fälle dem Kultusminister zur Entscheidung vor. Der Minister antwortete, davon abzusehen, irgend jemanden in dieser Sache vor Gericht zu ziehen.

Von diesem Tage an hörten die Anzeigen an der Grotte auf. Die verhängten Strafen wurden erlassen, und die Kosten der Prozesse gingen zu Lasten der Staatskasse.

Noch ein Wort über Louis Veuillot: der gefeierte Publizist war bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in Lourdes. Sein Besuch ist noch heute für mich eine liebe Erinnerung.

Es war ein heißer Tag. Am Abend ging ich mit einem meiner Brüder, der Pfarrer der Diözese Tarbes war, am Lapacabach spazieren. In unserer Begleitung befand sich mein Nachbar, Abbé Pène. An der Badeanstalt kam Louis Veuillot auf uns zu, grüßte und fragte, ob die beiden geistlichen Herren dem Pfarrklerus von Lourdes angehörten. Abbé Pène stellte sich als Vikar von Lourdes vor, und Herr Veuillot war darüber sehr erfreut.

"Ich zweifle nicht daran, einen seriösen Menschen vor mir zu haben", mit diesen Worten wandte er sich an mich, "aber gestatten Sie, daß ich Ihnen

gleich einen Rat gebe. Sie werden sich wohl allzu entschieden aussprechen. Tun Sie das nicht. Warten Sie das Urteil Ihres Bischofs ab. Ihm allein kommt es zu, Wahres von Falschem zu scheiden. Und das ist nicht leicht. Der Bischof muß sehr klug sein, viel Takt haben, über ein großes Wissen verfügen und ganz besonders vom Himmel erleuchtet sein. Durch meinen Beruf als christlicher Journalist bin ich gezwungen, mich mit Mystik zu befassen. Das ist interessant und lehrreich zugleich. Es gibt Dinge, die äußerlich als Gottes Werk erscheinen, in Wirklichkeit aber Teufels Sache sind oder künstlich aufgebauscht werden. Persönlich bin ich schon darauf hereingefallen. Daher wurde ich mißtrauisch. Eines Tages erklärte man mir, in Deutschland sei eine Seherin entdeckt worden. Man überzeugte mich, es sei gut, wenn ich mir diese anschaue, und ich machte mich auf die Reise. Ich trat bei der Seherin ein, beobachtete und bewunderte sie in dem, was sich meinen Augen darbot, erwies ihr meine Ehrfurchtbezeigung, mußte aber schließlich feststellen, daß ich genasführt wurde. Schon wenige Tage nach meiner Rückkehr stellte sich heraus, daß es sich bei dieser Frau um eine geschickte Komödiantin handelte, deren moralisches Leben zu wünschen übrig ließ.

Veuillot entschuldigte sich, daß er mich unterbrochen hatte, und hieß mich in meinem Bericht fortzufahren. Er hörte sich alles mot größtem Interesse an und glaubte meinen Worten. Zum Schluß bat er mich, alles schriftlich festzulegen.

Diesen Bericht schickte ich an die Ferienadresse von Louis Veuillot, der sich mit dem Bischof von Auch in Bagnère-de Bigorre zur Erholung befand. Drei oder vier Tage später erschien er wörtlich im "L'Univers".

*

Nach unserer langen Unterredung trafen wir wieder mit meinem Bruder und Abbé Pène zusammen. Louis Veuillot war ein gefürchteter Journalist. Als die Unterredung zwischen den beiden Geistlichen und Veuillot über das Thema Beichte ging, schwieg ich und hörte zu. Plötzlich wandte sich Veuillot an mich:

"Wie oft gehen Sie denn beichten?"

Ich war verlegen, aber Abbé Pèene kam mir zu Hilfe und sagte: "Vor allen hohen Feiertagen."

Veuillot fuhr fort:

"Das ist viel, aber doch nicht allzu viel. Ich gehe alle vierzehn Tage beichten, ungeachtet meiner robusten Schultern. Wenn die vierzehn Tage zu Ende sind, fühle ich einfach das Bedürfnis, die Last wieder abzuschütteln. Wenn Sie anders handeln, dann beweist das, daß Ihre Last nicht so drückend ist wie die meine."

Dann reichte er mir die Hand und verabschiedete sich.

41.

Eines Tages verbreitete sich in Lourdes das Gerücht, der Kaiser und die Kaiserin hätten die Absicht, eine Wallfahrt nach Lourdes zu machen. Kein wahres Wort war an dieser Mär, deren Urheber nie entdeckt wurde. Aber für den Staatsanwalt war das ein willkommener Anlaß, erneut einzugreifen, weil er darin eine Förderung des Kultes an der Grotte und gleichzeitig eine Verächtlichmachung der kaiserlichen Familie erblickte. Ohne sich bewußt zu werden, daß er sich der Lächerlichkeit preisgab, eröffnete er den Prozeß gegen die Verbreiter des Gerüchtes. Als die Sache zur Verhandlung kam, hörten die Richter sich die Darlegungen des Staatsanwaltes an, sprachen aber zwei Angeklagte frei und verurteilten einen dritten zu einer kleinen Geldstrafe, weil er einen Polizisten beleidigt hatte. Der Staatsanwalt glaubte sich in seiner Ehre gekränkt und legte gegen dieses Urteil Berufung ein.

An dem Verhandlungstage bereitete eine Anzahl Frauen von Pau, die selbst Augenzeugen der Erscheinungen in Lourdes gewesen waren, den angeklagten Frauen einen wahren Triumphzug durch die Stadt bis vor das Gerichtsgebäude. Als die Angeklagten bei dieser Berufungsverhandlung wieder freigesprochen wurden kam es zu einem Begeisterungssturm im Saal. Alles schrie: "Es lebe Unsere Liebe Frau von der Grotte!"

Bei ihrer Rückkehr nach Lourdes trugen die freigesprochenen Frauen Lorbeersträuße in den Händen. Auf dem Weg vom Bahnhof nach Hause wurden sie von allen Seiten beglückwünscht.

Zur damaligen Zeit ereignete sich in Lourdes noch ein Fall, der erwähnt zz werden verdient. Ein junger Verwaltungsbeamter, Herr de L., aus dem Lager der Freidenker, wurde von einer tödlichen Lungenkrankheit befallen. Da er ein gutmütiger Mensch war, ließ er mit sich reden, als er schwer krank daniederlag. Sobald er sich des Ernstes seines Zustandes bewußt war, rief er Pfarrer Peyramale an sein Krankenbett. Als dieser ihm die Sterbesakramente spendete. sagte der Schwerkranke:

"Herr Pfarrer, bevor ich den lieben Gott empfange, habe ich ein Geständnis abzulegen. Ich scheue mich keineswegs, mich soweit zu verdemütigen und die Umstehenden hören zu lassen, was ich zu sagen habe. Obwohl ich innerlich von der Echtheit der Erscheinungen an der Grotte überzeugt war — ich hatte meine Gründe dafür —, fand ich dennoch nicht den Mut, das auch zu bekennen."

Kurze Zeit später starb Herr de L.

Wie weit die Schmähungen der Ungläubigen gegenüber den Erscheinungen in Lourdes gingen, davon könnten wir viel berichten, aber das würde zu weit führen.

Unter keinen Umständen wollte man die wunderbare Quelle gelten lassen, sondern stellte behördlicherseits alles an, um durch eine Wasseranalyse zu beweisen, es handele sich um eine natürliche Quelle, der Heilkräfte innewohnten. Die bedeutsamsten Kapazitäten auf diesem Gebiet machte man mobil, um "einen schlüssigen Beweis in die Hand zu bekommen". Einer dieser Männer, Professor Filhol aus Toulouse, schrieb dem Bürgermeister von Lourdes:

"Die außergewöhnlichen Wirkungen dieses Wassers, von allen bezeugt, die sich seiner bedienen, können bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft höchstens aus dem Salzgehalt erklärt werden, der darin enthalten ist."

Daß die Gegner der Erscheinungen durch derartige Urteile enttäuscht waren, läßt sich verstehen.

So mancher dieser Menschen mußte im Laufe der Jahre einsehen, daß er sich geirrt hatte. Immer mehr fanden nach und nach den rechten Weg und stellten sich in ihren alten Tagen als gläubige Christen an der Grotte von Lourdes ein, um der Gottesmutter zu huldigen.

Der Präfekt, Graf Massy, aber konnte sich mit der Wasseranalyse nicht abfinden. Da er fürchtete, die Stadtverwaltung werde den Zutritt zur Grotte gestatten, gab er neue Weisungen, so daß der Zugang weiterhin von August bis Oktober versperrt blieb.

Nun mußte schließlich doch kommen, was in den Absichten Gottes lag. Kaiser Napoleon III. hatte sich zur Kur nach Biarritz begeben. Die Einwohner von Lourdes und der Umgebung waren die Schikane des Präfekten überdrüssig geworden und entsandten Vertreter zum Kaiser, um diesem ihre Klagen in der Sache der Grotte von Massabielle vorzutragen. Napoleon III., ein Mann, der wenig Worte machte, war gewohnt zu handeln. Als ihm die Abgesandten über die Erscheinungen in Lourdes berichteten, schwieg er. Als sie ihm aber auch die Übergriffe des Präfekten erzählten, wartete er nicht einmal das Ende des Berichtes ab und klingelte seinem Sekretär. In lakonischen und trockenen Worten gab er diesem Anweisung, sofort an den Präfekten nach Tarbes zu telegraphieren, unverzüglich die Absperrung an der Grotte in Lourdes beseitigen zu lassen und sich nicht mehr in die Angelegenheiten der Erscheinungen zu mischen.

Am 5. Oktober fiel der Bretterzaun an der Grotte. An den Mauern von Lourdes hing ein Plakat mit den Worten:

"Der Bürgermeister der Stadt Lourdes hat gemäß Weisungen von höherer Stelle die Verordnung vom 8. Juni aufgehoben.
Ausgefertigt im Rathaus zu Lourdes am 5. Oktober 1858.
Der Bürgermeister: A. Lacade."

Wenige Wochen später erschien im "Staatlichen Amtsanzeiger" die Mitteilung, daß der Präfekt von Tarbes, Graf Massy, nach Grénoble, und der Polizeikommissar Jacomet von Lourdes nach Alais im Department Gard versetzt seien.

Durch die aufgeführten Zwischenfälle,

die sich im Laufe des Sommers 1858 ereigneten, ist es mir erst jetzt möglich zu erwähnen, daß der Bischof von Montpellier, der sich in Bad Cauterts zur Kur befand, bereits im Juli nach Lourdes kam, um sich ein persönliches Urteil über die Erscheinungen zu bilden.

Er stieg unerwartet im Pfarrhof ab. Pfarrer Peyramale berichtete ihm die Dinge, wie er sie sah. Nach diesem Bericht hielt Bischof Thibaud von Montpellier es durchaus für möglich, daß die Erscheinungen echt seien. Auf seinen Wunsch ließ Pfarrer Peyramale Bernadette rufen und stellte sie dem Bischof vor.

Der Bischof nahm das Mädchen mit großer Güte auf, war tief vom ihm beeindruckt und hieß es neben sich Platz nehmen. Nachdem er einige Worte an Bernadette gerichtet hatte, bat er sie, ihm einen Bericht über die Erscheinungen zu geben.

Während sie sprach, saß der Bischof mit gesenktem Kopf da und trocknete sich von Zeit zu Zeit die Tränen ab, die ihm über die Wangen liefen.

Als Bernadette ihre Erzählung beendet hatte, war der Bischof von dem übernatürlichen Charakter der Erscheinungen überzeugt. Noch längere Zeit unterhielt er sich mit Bernadette und gab ihr beim Weggehen mit tiefer Bewegung und großer Ehrfurcht den bischöflichen Segen.

Zu Pfarrer Peyramale und seinen Vikaren sagte er: "Wenn der Bericht dieses Kindes nicht wahr sein sollte, dann könnte man alles in Zweifel ziehen, was unser Verstand uns zu glauben vorlegt. Man stelle sich vor, ein schlichtes Bauernmädchen ohne Bildung, ein einfaches und naives Geschöpf, gleich einer Blume auf dem Felde, sollte uns ein Phantasiegebilde vorgaukeln? Nein, das ist nicht möglich. Was das Mädchen erzählt, hat es gehört und gesehen."

Noch nicht zufrieden mit dem, was er aus dem Munde von Bernadette vernahm, wollte der Bischof auch noch andere zuverlässige Menschen hören, die Zeugen der Ekstasen gewesen waren. Auch ich wurde gerufen und hatte die Ehre, dem Bischof zu berichten. Ich war noch in meiner ersten Begeisterung. Nachdem ich längere Zeit gesprochen hatte, schloß ich mit den Worten:

"Monsignieur, ich habe in unseren großen Theatern gefeierte Künstlerinnen zu sehen bekommen. Im Vergleich zu Bernadette waren sie nichts anders als grinsende Statisten. Sie quälten sich ab, auf der Bühne die Leidenschaften dieser Welt zu verkörpern. Aber Bernadette strahlte an der Grotte die Tugenden und Seligkeiten des Himmels wider."

"So ist es! So ist es!" rief der Bischof aus. "Andere haben mir das gleiche gesagt wie Sie, mein Herr. Der Seherin stand die Unbefleckte Empfängnis vor Augen, die die Bewunderung der Engel erregt. Was soll noch unklar sein?"

"Was wird nun Monsigneur Laurence als Bischof von Tarbes tun?" fuhr der Bischof in seinen weiteren Ausführungen fort. "Was soll sein Schweigen bedeuten? Ich verstehe, daß er im ersten Augenblick nicht gesprochen hat. Aber heute, da alles klar zutage liegt, weshalb da noch schweigen? Hat er etwa Angst vor dem Präfekten? Oder fürchtet er das Spötteln einer geschwätzigen Presse? Oder aber glaubt er, in Lourdes seien alle von Halluzinationen befallen? Ich hatte nicht die Absicht, in Tarbes zu verweilen. Aber mein Gewissen als Bischof macht mir das zur Pflicht. Sollte der Bischof von Tarbes auch dann noch zweifeln, bitte ich ihn, hierherzukommen und so zu handeln, wie ich es getan habe."

42.

Ob der Bischof von Montpellier

bei dem Diözesanbischof Laurence von Tarbes vorgesprochen hat, weiß ich nicht. Auffallend war jedenfalls, daß dieser bereits am Sonntag, dem 1. August, von allen Kanzeln des Bistums eine Anweisung verlesen ließ. Der Wichtigkeit wegen sei diese nachstehend in ihrem vollen Wortlaut wiedergegeben:

"Anweisung des Bischofs von Tarbes zur Bildung einer Untersuchungskommission, um die Echtheit und die Natur der Erscheinungen fest-

zustellen, die sich vor etwa 6 Monaten an der Grotte von Lourdes ereigneten, und ob diese wirklich den Tatsachen entsprechen oder nicht.

Bertrand Severius Laurence, durch Gottes Barmherzigkeit und die Gnade des Heiligen Stuhles Bischof von Tarbes an den Klerus und die Gläubigen unserer Diözese, Gruß und Segen in unserem Herrn Jesus Christus.

Geschehnisse von großer Tragweite, die unsere Religion betreffen, die ganze Diözese und darüber hinaus weite Bereiche bewegen, haben sich seit dem 11. Februar dieses Jahres zugetragen.

Bernadette Soubirous, ein 14jähriges Mädchen aus Lourdes, soll Erscheinungen an der Grotte von Massabielle, westlich dieser Stadt, gehabt haben. Die Unbefleckte Empfängnis soll ihr erschienen sein. Eine Quelle soll bei einer dieser Erscheinungen bloßgelegt worden sein, und dieses Wasser habe nach seinem Genuß oder seiner äußerlichen Anwendung zahlreiche Heilungen bewirkt. Diese Heilungen sind als Wunder bezeichnet worden. In großer Anzahl sind die Menschen aus unserer eigenen Diözese und den benachbarten Bistümern gekommen, um durch dieses Wasser Heilung zu erfahren unter Anrufung der Unbefleckten Empfängnis.

Die weltlichen Behörden haben sich darüber aufgeregt. Von allen Seiten wird die kirchliche Behörde seit März dieses Jahres gebeten, sich zu diesen improvisierten Pilgerfahrten zu äußern.

Zunächst waren wir der Meinung, die Stunde sei noch nicht gekommen, um uns in angemessener Weise mit dieser Angelegenheit zu befassen. Um dem Urteil, das man von uns erwartet, den entsprechenden Nachdruck zu verleihen, mußten wir Abstand von den Dingen gewinnen. Es hieß, in weiser Vorsicht handeln, mit gesundem Mißtrauen den Geschehnissen der ersten Zeit zu begegnen, die Geister zur Ruhe kommen zu lassen und abzuwägen und durch das Gebet Licht und Klarheit zu erflehen.

Drei Kategorien von Menschen haben sich unter drei verschiedenen Gesichtspunkten an uns gewandt.

Als erste seien jene erwähnt, die die Erscheinungen an der Grotte und die durch das Wasser der Quelle bewirkten Heilungen als Aberglauben, Gaukelei und Mittel zur Irreführung anslegen. Es liegt auf der Hand, daß wir uns dieser Meinung nicht ohne vorherige genaue Untersuchung anschließen. Die Zeitungen haben von vorneherein und sehr laut von Aberglauben, Betrug und bösem Willen gesprochen. Sie sprachen auch davon, daß die Vorgänge an der Grotte aus schmutzigen Erwägungen einer schuldhaften Habgier erfolgten und auf diese Weise die moralischen Gefühle unserer christlichen Bevölkerung verletzten. Aber alles zu leugnen und andere eines üblen Wollens anzuklagen, ist leichter, als in die Schwierigkeiten einzudringen. Das verstehen wir. Abgesehen davon, daß dieses Vorgehen wenig loyal erscheint, ist es irrational und mehr dazu angetan, die Geister zu verwirren als sie zu überzeugen.

Die Möglichkeit eines übernatürlichen Eingriffes zu leugnen, hieße einer überholten Lehre Folge leisten, der christlichen Religion abschwören und sich in einer ungläubigen Philosophie des letzten Jahrhunderts abkapseln. Wir Katholiken können uns unter diesen Umständen keinen Rat holen bei Personen, die leugnen, daß Gott die Gewalt hat, in die Naturgesetze einzugreifen, und die dieses oder jenes Ereignis ablehnen, weil sie behaupten, das Übernatürliche sei unmöglich. Damit ist keineswegs gesagt, daß wir es etwa von uns abweisen, mit ihnen eine eingehende, aufrichtige und durch die Wissenschaft fundierte Diskussion zu führen. Deshalb wollen wir, daß diese Geschehnisse zunächst nach strengen Regeln geprüft werden, die auf einer gesunden Philosophie basieren. Dann wird man sie anschließend Spezialisten anvertrauen, die in der Wissenschaft der mystischen Theologie, der Medizin, der Chemie und Geologie usw. besonders bewandert sind. Wenn die Wissenschaft gehört worden ist, möge sie sich dazu äußern. Wir wünschen vor allem, daß kein Mittel außer acht gelassen wird, um die Wahrheit zu finden.

Es gibt eine zweite Klasse von Menschen, die die Ereignisse, von denen berichtet wird, weder bejahen noch schmähen und deren Urteil noch in der Schwebe ist. Bevor sie sich endgültig entscheiden, wollen sie erst das Urteil der zuständigen Instanzen abwarten und möchten dieses bald herbeigeführt wissen.

Darüber hinaus aber gibt es noch eine dritte, und zwar sehr große Gruppe, die sich bereits über die Geschehnisse ihr eigenes Urteil gebildet hat, auch wenn es als verfrüht angesehen werden muß. Ungeduldig erwarten sie, daß der Diözesanbischof in erster Linie zu dieser ernsten Angelegenheit Stellung nimmt. Obwohl sie annehmen, daß das Urteil des Bischofs positiv sein wird, so weiß ich dennoch, daß sie sich ihm unterwerfen, wie immer es auch ausfallen mag.

Um also Tausende von Gläubigen im Interesse von Religion und Frömmigkeit aufzuklären, der Ungewißheit ein Ende zu bereiten und die Geister zu beruhigen, geben wir heute den inständigen Bitten nach, die uns von allen Seiten zugehen.

Wir erflehen die Gnade der Erleuchtung in den Dingen, die in höchstem Ausmaß die Gläubigen, die Marienverehrung und die Religion selbst betreffen. Daher haben wir beschlossen, innerhalb unserer Diözese eine ständige Kommission zu berufen, um alles zu sammeln und die Tatsachen festzustellen, die sich an der Grotte von Lourdes vollzogen haben und noch vollziehen können, damit sie uns darüber unterrichtet und so die unerläßlichen Voraussetzungen zu einer Lösung geschaffen werden.

Zu diesem Zweck rufen wir den Namen Gottes an und verfügen:

Artikel 1: In der Diözese Tarbes ist eine Kommission gebildet worden, um zu erforschen:

1. Ob die an der Grotte stattgefundenen Heilungen durch den Gebrauch des Wassers der Quelle, sei es durch Trinken oder durch äußerliche Anwendung, natürlich erklärt werden können oder ob ihnen eine übernatürliche Wirkung zugeschrieben werden muß.

2. Ob die Erscheinungen, von denen das Kind Bernadette Soubirous spricht, wirklich stattgefunden haben, und wenn ja, ob sich diese natürlich erklären lassen, oder ob ihnen ein übernatürlicher und göttlicher Charakter beizumessen ist.

(Schluß folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Priester statt Überschallbomber — 105 Millionen DM kostet ein moderner Überschallbomber. Mit diesem Geld könnten über 14 000 Priester in den Missionsländern ausgebildet werden, aber nur 63 Millionen DM seien 1956 in der ganzen Welt für das Werk der Glaubensverbreitung gesammelt worden, stellt die deutsche Missionszentrale in Aachen in einem Aufruf zum Weltmissionssonntag fest. Ein Bomber sei ein Instrument des Krieges, während die 14 000 Priester im Zeichen des Kreuzes den Weltfrieden predigen würden.

Für ihre Aufgaben in Afrika, Ozeanien, auf den Philippinen, in Japan und Skandinavien hätten den beiden Aachener Missionswerken (Päpstliches Werk der Glaubensverbreitung und Päpstliches Werk vom hl. Petrus) im vergangenen Jahr etwa 4 Millionen DM zur Verfügung gestanden. "Unsere Mittel müßten vier- bis fünfmal so groß sein, um die stärkste Not lindern zu können und um unseren Glaubensboten die materiellen Möglichkeiten zu geben, deren sie bei ihrem großen Werk bedürfen." Die der Aachener Zentrale anvertrauten Missionsgebiete umfassen über 15 987 400 Menschen. Auf diesem Gebiet, das elfmal so groß ist wie die deutsche Bundesrepublik, leben nur etwas über eine Million Katholiken. In Deutschland kommen auf einen Priester 940 Katholiken, in Afrika dagegen 3000.

Mit den Spenden, die den einzelnen Zentralen des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung zugehen, werden in den Missionen 45 000 Volksschulen, 6 100 mittlere und höhere Schulen und Lehrwerkstätten, 1 200 Krankenhäuser, 2 000 Waisenhäuser, 3 400 Missionsapotheken, 350 Lepra-Heilstätten und 330 Altersheime unterhalten.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,150.87
Mrs. J. Huber, Leipzig, Sask.	1.00
Marcelina Friedt, Medicine Hat, Alta.	3.00
Ein Leser	10.00
Theresa Pfefferle, Saskatoon, Sask.	2.00
Elizabeth Kessler, Vancouver, B. C.	2.00
	$2,168.87

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$1,709.50
Mr.& Mrs. Balling, Stouffville, Ont.	3.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
Mrs. Matilda Anton, Medecine Hat, Alta.	2.00
Theresa Pfefferle, Saskatoon, Sask.	2.00
	$1,746.50

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,100.45
Eine Leserin,	1.00
Mrs. Matilda Anton, Medicine Hat, Alta	3.00
Theresa Pfefferle, Saskatoon, Sask.	2.00
Anton Binder, Vancouver 14, B. C.	8.00
	$8,114.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Verlag Josef Knecht – Carolusdruckerei GmbH, Frankfurt / Main, Deutschland

Friedrich Dessauer **Religion im Lichte der heutigen Naturwissenschaft** – 56 Seiten, gebunden 3.20 DM.
In ungemein anschaulicher Sprache beantwortet hier der bekannte Gelehrte die Fragen des modernen Menschen nach dem Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion und vermag damit manche Glaubensschwierigkeiten zu lösen.

Alfons Kirchgässner, **Das unaufhörliche Gespräch.**
Aus einem geistlichen Tagebuch. 2. Auflage, 5.–8. Esd. 130 Seiten, gebunden DM 5.80
". . . Wir sind sicher: Keiner wird dieses kostbare Buch über das Gebet ohne reichen seelischen Gewinn aus der Hand legen."

Rommano Guardini, **Theologische Gebete.**
4.Auflage, 22.–25. Tsd. 64 Seiten, gebunden DM 3.80
"Guardini gibt uns hier auf sehr konkrete Weise eine Schule des Gebetes . . . Wir wünschen, alle unsere Leser würden sich dieses Buch kaufen, oft lesen. und dann beten . . ."

Johannes Beumer S.J., **Auf dem Wege zum Glauben.**
176 Seiten Leinen DM 7.80
Johannes Beumer S.J. hat mit diesem Werk die bisher fehlende Laienapologetik geschaffen, die eine notwendige Ergänzung zu den Laiendogmatiken bildet. Er gibt eine knappe und klare Darstellung aller jener Fragen. die zu den Voraussetzungen und Grundlagen des Glaubens gehören.

Bernhard Welte, **Vom Geist des Christentums.**
106 Seiten, gebunden DM 5.80
". . . Ein Buch, das man unter die Köstlichkeiten der christlichen Literatur rechnen darf. Was hier über den Sinn und das Wesen des Christentums geschrieben steht, ist für den modernen Christen tief beglückend . . ."

Friedrich Dessauer, **Die Teufelsschule.**
Aus dem Vermächtnis eines Arztes. 2. Auflage, 350 Seiten, Leinen DM 12.80
Dieses Werk gehört zu den großen Büchern, die man gelesen haben muß als junger Mensch, um die Größe der Altersreife zu verstehen, gelesen haben muß als reifer und reifender Mensch, um die Nöte einer Generation zu verstehen, die im Zwiespalt lag zwischen Tat und Gewissen.